

Schweiz: Warum Afrikanerinnen so häufig abtreiben

DIE WELTWOCH

Nummer 19 – 11. Mai 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Grosses
Literatur-Spezial**
Neue Geschichten
von F. Scott Fitzgerald

4 194407 006902 19



TALKSHOW-GOTT
Die Weltwoche
trifft Larry King

FRANKREICH
Der Reiz
der reifen Frau

ALAIN BERSET
Freie Ärzte
im freien Fall

EUROPARAT
Korrupte
Hüter der
Menschenrechte

PROMINENTE
Wie ich
Annina Frey
verfiel

Einsteins Irrtümer
Wie sich das Genie ins Abseits manövrierte



ROLEX

DIE CELLINI

Eine Huldigung an die traditionelle Uhrmacherkunst, die zeitlose
Eleganz mit einem Hauch von Moderne verbindet.
Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



CELLINI TIME

BUCHERER

1888

bucherer.com



Talkshow-Legende: Gehriger, King (r.).

Sechzig Jahre auf Sendung. 60 000 Interviews. Zigmillionen Zuschauer rund um die Welt. Keiner hat geschafft, was Larry King, die Legende der Talkshows, erreichte. «Sie wollen nicht neben mir im Flieger sitzen. Meine Neugier treibt Sie in den Wahnsinn», sagte er Urs Gehriger, als dieser King an der New Yorker Park Avenue zum Showdown traf. Auf die Frage, wie er acht US-Präsidenten und fast jeden Superstar vors Mikrophon gebracht habe, meinte King: «Ich lasse mein Ego an der Studiotür zurück.» Und: «Ich stelle dumme Fragen.» Er bereue keine seiner acht Ehen, obschon er bloss drei Mal verknallt gewesen sei. Auf sein Liebesleben angesprochen, sagte er, heute stelle er keine Dummheiten mehr an. «Es ist verrückt. Ich brauche keinen Sex mehr. Irgendwie ist es ein Segen.» **Seite 42**

Vor zwei Jahren traf *Weltwoche*-Redaktor Alex Baur den kürzlich in Deutschland verhafteten Schweizer Spion Daniel M. zu einem längeren Gespräch. Die Geschichte, die der ehemalige Zürcher Stadtpolizist und Sicherheitsberater der UBS ihm erzählte, klang wirr und mysteriös. Baur verzichtete damals auf eine Berichterstattung. Nachdem die Spionageaffäre nun aufgefliegen ist, werden neue Zusammenhänge erkennbar, bekommt vieles plötzlich einen Sinn. Aufgrund von Prozessakten hat unser Kollege den Fall Daniel M. neu aufgearbeitet. Die Recherchen zeigen aber auch, wie die Bundesanwaltschaft ihren eigenen Spion den Deutschen ans Messer lieferte. **Seite 18**

«Irren ist menschlich», sagt ein Sprichwort. Dass sich auch geniale Wissenschaftler regelmässig irren, ja dass der Irrtum zu jeder wissenschaftlichen Arbeit ganz normal dazugehört, ist man sich allerdings wenig bewusst. Aber selbst Isaac Newton, Charles Darwin und Albert Einstein lagen hin und wieder falsch.

Letzterer sogar in besonderem Mass. Einstein entwickelte nicht nur geniale Erklärungen der Welt wie die Relativitätstheorie, sondern behauptete auch Dinge, die sich rasch als falsch erwiesen. Gegen Ende des Lebens warnten Forscherkollegen gar davor, mit dem grossen Physiker zusammenzuarbeiten, wie ein neues Buch zeigt. Tragischerweise führten gerade seine frühen Erfolge Einstein auf den falschen Pfad. **Seite 54**



Karrierestart im Kaffeehaus: Bestsellerautorin Fox.

Die schottische «Harry Potter»-Autorin Joanne K. Rowling begann ihre Karriere in einem Kaffeehaus. Ähnlich verhält es sich mit der jungen Zürcher Schriftstellerin Virginia Fox, sie kann sich am besten auf ihre Romane konzentrieren, wenn rundherum im Café Geschnatter und Geschirrklappern zu hören sind. In einem solchen Lokal traf sie die *Weltwoche* und sprach über ihre aufregende Laufbahn als Bestsellerin mit Eigenverlag. **Seite 58**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die
besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)

Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl,

Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Claudia Schumacher,

Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Mark van Huisseling,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, Christoph Landolt,

Franziska K. Müller, Matthias Matussek,

Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin,

Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,

David Schnapp, Hildegard Schwanager,

Sacha Verna (*New York*), Max Wey,

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),

Silvia Ramsay

Bildredaktion: Martin Kappler,

Larissa Weber (*Assistentin*)

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Rita Kempter,

Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),

Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH

Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com

Druck: Print Media Corporation, PMC,

Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Exclusive partnership with Bugatti Automobiles

Bugatti Aérolithe Performance
Ultraleichtes Titan – Flyback-Chronograph
Bis ins kleinste Detail
in der Schweiz hergestellt
parmigiani.com

PARMIGIANI

FLEURIER



Welche, wenn nicht diese?

ASCONA GIOIELLI-OROLOGI HERSCHMANN | BASEL GÜBELIN | BERN GÜBELIN | INTERLAKEN KIRCHHOFER | KLOSTERS MAISSEN
LUGANO GÜBELIN | LUZERN GÜBELIN, LES AMBASSADEURS | ST. GALLEN LABHART-CHRONOMETRIE | ST. MORITZ GÜBELIN
ZERMATT HAUTE HORLOGERIE SCHINDLER | ZUG LOHRI | ZÜRICH GÜBELIN, LES AMBASSADEURS

Rom

Die Ewige Stadt und das Geheimnis Italiens.

Von Roger Köppel

Kürzlich verbrachten wir mit der Familie keine Woche in Italien, ein grossartiges Land. Die Reise von Lugano via Mailand nach Rom dauert etwas über drei Stunden. Fast vibrationslos pfeilen die italienischen Hochgeschwindigkeitszüge mit rund 300 Stundenkilometern an gelegentlichen Toskana-Hügeln vorbei durch die Landschaft. Wenn die Fluggesellschaft Alitalia am Bankrott laboriert, dann auch deshalb, weil mit solchen Zügen (pünktlich) das Fliegen keinen Sinn mehr ergibt.

Ich gebe zu: Das erste und bisher letzte Mal war ich vor siebzehn Jahren in Rom zu einem Interview mit Ridley Scott und Russell Crowe, als der fabelhafte Römerfilm «Gladiator» herauskam. Es ist dieser Monumentalfilm, bei dem in der Eröffnungsszene die Legionen von Russell Crowe mit gewaltigen Kampfmaschinen in einer Lichtung ausserhalb von Wien in Stellung gehen. Aus sicherem Abstand beobachtet der greise Asketen-Kaiser Marcus Aurelius auf seinem Pferd die Schlachtordnung – mit Tränensäcken und schweren Alkoholikerfurchen grandios, wenn auch nicht ganz originalgetreu gespielt von Richard Harris.

Dann marschieren aus den Wäldern unter Huronengebrüll die Germanen auf, furchterregend bemannte Lederjacken mit langen Haaren und langen Bärten, Hells Angels der Antike, auf Schilde trommelnd und Drohungen in den Himmel werfend. Der donnernde Auftakt inspirierte den genialen britischen *New Yorker*-Filmkritiker Anthony Lane in seiner damaligen Rezension zu einer unvergesslichen Einstiegs-pointe: «Und für einen Moment wissen die Römer nicht, ob sie die Germanen zu Tode steinigen oder zu Tode rasieren sollen.» Sie metzeln sie schliesslich Mann gegen Mann mit ihren Kurzschwertern nieder.

Es war ein insgesamt beeindruckender Streifen.

Was soll ich sagen? Das heutige Rom ist imposant, umwerfend. Für den Neuling eine Überforderung. Fast an jeder Strassenecke steht ein Monument. Das alte antike Zentrum wurde bereits vor über 1500 Jahren von den Vandalen verwüstet. In einem Geschichtsbuch aber lese ich, dass die grössten Verheerungen von den Italienern selber in der frühen Neuzeit angerichtet wurden, als sie tonnenweise Marmor und Baumaterial aus den Palästen und Kaiserforen klopften; die einstige Welthauptstadt des Imperiums als gewaltiges Ersatzteillager für die Päpste, die auf den Trümmern jener Gladiatorenarena, wo Nero angeblich die Christen abschlachten liess, den Vatikan erbauten.

Natürlich war es purer Wahnsinn, «Roma eterna» mit unseren drei Kindern zwischen zweieinhalb und sieben zu erforschen. Das Kolosseum schafften sie knapp. In den Ruinen des fantastischen Domitian-Palasts auf dem Palatin, daher der Name, wo die Schergen Cäsars einst Ciceros Villa einäscherten, schliessen sie meckernd auf einem Steinhäufen ein, von dem uns ein Australier erzählte, an dieser Stelle habe sich einst das Hippodrom oder der zauberhafte Lustgarten dieser prächtigen Palastanlage befunden. Spätestens hier oben, beim Überblick auf diese seit Jahrtausenden bröckelnde, gigantische Trümmereoase, in die ich laufend mein aus zahllosen Sandalenfilmen zusammengestückeltes Halbwissen projizierte, wurde uns klar, wo das tiefere Geheimnis Italiens liegt.

Es ist ein Witz, wenn wir Nordeuropäer glauben, dass es uns dank der EU, dem Euro oder anderen modischen Konstruktionen gelingen könnte, dieses mit seiner Weltkulturgeschichte so innig verwachsene Land auf die freudlose Hektik unseres blass-protestantischen Lebensstils umzupolen.

Natürlich sind die Italiener tüchtig. Ich erlebe es im Tessin, wenn sich die Strassen in Richtung Lugano morgens bereits ab fünf Uhr dreissig mit Fiats aus den Grenzregionen füllen. Auch waren in der Baufirma meines Vaters viele fleissige Arbeiter aus Italien tätig, so dass bei uns zu Hause der Name Schwarzenbach mit seiner berühmigten «Überfremdungsinitiative» zu den wenigen politisch motivierten Wutausbrüchen führte, an die ich mich erinnern kann. Die Italiener sind *gschaffig*, klar, aber wir müssen uns bewusst sein, was es bedeutet, aus einem Land zu kommen, das wie kein anderes die Erbmasse unserer Zivilisation verkörpert.

Es ist tatsächlich so: In Rom lagert die DNA des Westens, ein Jurassic Park der Hochkultur, in dem Alt und Neu unentwirrbar miteinander



Nichtwissen kann ein Vorteil sein: Marc Aurel.

verwoben sind. Wussten Sie, dass die katholischen Kirchen grundrissmässig alten römischen Kaiserpalästen nachempfunden wurden? Ist Ihnen bekannt, dass die frühen Päpste den Ehrgeiz hatten, die unchristlichen Römer nicht nur religiös, sondern vor allem auch punkto Glanz und Architektur zu überflügeln? Es war ein Wettlauf der Bombastik mit einem Gegner, der längst von der Weltbühne abgetreten war, aber aus dem Jenseits noch immer die Massstäbe vorgab, an denen die Nachfolger verzweifelten.

Der erste christliche Kaiser Konstantin liess seine erste grosse Kirche in Rom 313 auf dem Areal der Reitertruppen seines politischen Widersachers und geschlagenen Mitkaisers Maxentius errichten. Dass sich heute auf dem Kapitol die hochauftragende Reiterstatue des bereits erwähnten Stoikers auf dem Kaiserthron, Marc Aurel, befindet, ist allerdings einem Missverständnis zuzuschreiben. Die damaligen Italiener glaubten, in diesem Standbild den Christen Konstantin vor sich zu haben. Hätten sie gewusst, dass es sich um den Heiden Marcus Aurelius handelte – schon vor Jahrhunderten hätten sie ihn eingeschmolzen. Nichtwissen kann ein Vorteil sein.

Die Italiener bewohnen die grösste Schatzkammer der Welt. Das macht gelassen, entspannt selbstbewusst und vielleicht auch ein bisschen träge. Wir nennen es Eleganz. Es ist auch heiss. Sie haben es nicht mehr so nötig, jenen sterilen Ehrgeiz zu entwickeln, der die Industrien des Nordens antreibt. Während wir zum Überleben in die Welt ausschwärmen und uns immer wieder neu erfinden müssen, pilgert die Welt seit Jahrhunderten nach Italien, um in den Trümmern das Urmodell unserer Zivilisation zu bestaunen. Italien ruht in sich selbst, und es ist viel reicher, als wir glauben.



SAURES AUFSTOSSEN: WAS TUN?

Öffentlicher Informationsabend
Dienstag, 16. Mai 2017, 18.30 Uhr

Der Anlass findet im Metropol in Zürich statt.
Anmeldung erforderlich. Weitere Informationen
finden Sie auf www.pyramide.ch.



Paradiesvogel: Thomas Geiser. Seite 24



Blick fürs Schöne: Delia Fischer. Seite 38



««Das Schönste am Sich-Überwinden ist das Gefühl danach. Aber lebensmüde bin ich nicht.»

«Annina Frey: Seite 68

Titelgeschichte

- 54 **Albert Einstein**
Auch Superhirne können irren

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Emmanuel Macron
Messias aus der Mitte
- 9 Im Auge Gustavo Dudamel
- 10 Syngenta Unnötige Abwehrreflexe
- 11 Kinderschutz Medienstar Boris
- 11 **Ehepaar Macron**
Der Reiz der reifen Frau
- 12 Personenkontrolle
- 13 Nachruf Sônia Bogner
- 16 Mörgeli
Von Schlapphüten und Schwatztüten
- 16 Bodenmann
Auf Chinas Kommunisten kommt's an
- 17 Medien Traumberuf Journalist
- 17 Die Deutschen Schulz im Pech
- 47 Trumps Woche «Völliger Quatsch»
- 51 Brief aus Berlin
Weniger reisen, mehr nachdenken

Interviews

- 42 **Larry King** Audienz beim König der Talkshow in New York

Inland

- 18 Spionage-Skandal Intrige mit Unterstützung der Bundesanwaltschaft
- 20 Politik Der Regulierungsdschungel wuchert
- 21 Rhetorik Linksliberale Gutmenschen

- 22 Abtreibung Massiv mehr Eingriffe bei Ausländerinnen
- 24 Thomas Geiser Der schräge Professor und die Rasa-Volksinitiative
- 26 Alain Berset Bittere Staatsmedizin
- 28 Jolanda Spiess-Hegglin Der Feldzug der grünen Ex-Politikerin
- 32 Fachhochschulen Wolf Linder plädiert für den Praxisbezug
- 40 Versagt der Feminismus beim Staubsaugen? Erkenntnisse des Bundesamts für Statistik
- 41 Frühfranzösisch Einwände von Experten werden ignoriert

Ausland

- 14 **Europarat** Die korrupten Hüter der Menschenrechte
- 48 Frankreich Wie geht es weiter mit dem Front national?
- 49 Brexit In Brüssel wünschen manche keine Übereinkunft mit den Briten

Wirtschaft & Wissenschaft

- 30 Unersättliche Staatsbahn Die Schuldenpolitik der SBB
- 31 Sika Familie Burkard kontert Kritik
- 34 Unheimliche Ruhe Ungesicherte Anleger auf dem Hochseil
- 35 Zeitbombe bei den Notenbanken Finanzprofessor Thorsten Hens
- 38 Delia Fischer Die Stilsicherheit der Westwing-Gründerin

Literatur-Spezial

- 56 Porträts, Rezensionen und Neuerscheinungen

Kultur & Gesellschaft

- 36 Cristiano Ronaldo Der portugiesische Fussballstar verblüfft alle
- 66 Anna Sutter Oper über den Mord an der Schweizer Diva
- 68 **Annina Frey** Der missverstandene Star des Schweizer Fernsehens

Kolumnen

- 52 Ikone der Woche Brad Pitt
- 57 Die Bibel Straftaten und Sünden
- 65 Sprache Brunnödliger
- 67 Knorr «Get Out»
- 67 Jazz Miroslav Vitous
- 70 Thiel Tunnelzukunft
- 70 Namen Kulturszene im Ausnahmezustand
- 70 Fast verliebt Fresse halten
- 71 Unten durch Nach dem Ballett
- 72 Wein Château Pape Clément Grand Cru Classé de Graves Pessac-Léognan
- 73 Auto Mini Cooper S All4 Countryman
- 74 Darf man das?/ Leserbrief

M, A, C, H, T FLECKEN und GLÜCKLICH.

Gewinncodes auf den
Bell Barbecue-Produkten
mit Sticker.



**BBQ
TRIP
USA**

+ 10 000 PREISE
bell.ch



Das ist gut. Seit 1869.



Das Barbecue für Macher.

Mit viel Liebe und Honig mariniert, schnell zubereitet und unglaublich fein.

Hol dir die besten Grill-Rezepte, Tipps und wertvolles Profiwissen unter

www.bell.ch/bellcode1869



© -dj-, © -wv- und © Rovos Rail (3x)

Südafrika mit «Rovos Rail»

Kap der Sehnsucht

Eine Fahrt mit dem historischen Luxuszug durch die Naturlandschaften Afrikas ist eine der schönsten Arten des Reisens. Erkunden Sie die Höhepunkte unserer 15-tägigen Südafrika-Exkursion.

Auf dieser exklusiven Fernreise erleben Sie die atemberaubende Vielfalt der «Rainbow Nation». Bis zu 147 Säugetierarten – inklusive der «Big Five» – können Ihnen im weltberühmten Krüger-Nationalpark begegnen. Im Tsitsikamma-Nationalpark werden Sie von der üppigen Vegetation überwältigt. Sie entdecken das Kap der Guten Hoffnung und die Cango Caves, die zu den schönsten Naturhöhlen der Welt gehören, sowie Kapstadt, das im Süden Südafrikas gelegene kulturelle «Herz» des Landes – eine der schönsten Städte der Welt.

Die 800 Kilometer lange Strecke von Kapstadt nach Pretoria – über Worcester, Matjiesfontein und Kimberley – ist ein Abenteuer aus einer vergangenen Ära. «Pride of Africa» (Stolz Afrikas) werden die Nostalgiezüge von Rovos Rail genannt. Im Salon-Waggon oder auf der Terrasse des Aussichtswagens geniessen Sie in entspannter Atmosphäre die Schönheiten Afrikas. Für das Wohlergehen an Bord sorgen die erstklassige Küche im Belle-Epoque-Speisewagen und die luxuriösen Suiten.

Reiseprogramm (Auszug):

- 1. Tag: Nachtflug Zürich–Johannesburg
- 2. Tag: Ausflug Hauptstadt Pretoria Stadtrundfahrt; Abendessen in der Lodge

3. Tag: Krüger-Nationalpark Sightseeing durch die Provinzen Limpopo und Mpumalanga; Abendessen im Restcamp

4. Tag: Safari und White River Pirschfahrt zu den «Big Five»; Dinner im Hotel bei White River

5. Tag: Blyde River Canyon Ausflug zu God's Window, Bourke's Luck Potholes, Three Rondavels

6./7. Tag: Garden Route, Tsitsikamma Stadtrundfahrt in Port Elizabeth; Bootsfahrt in der Lagune von Knysna

8. Tag: Tropfsteine und Riesenvögel Fahrt über den Outeniqua-Pass und durch die Kleine Karoo zu den Cango-Höhlen; Straussenfarm in Oudtshoorn; Barbecue

9./10. Tag: Kapstadt und Tafelberg Weindegustation und Lunch in Paarl; Rundfahrt in Stellenbosch; Tafelberg und Signal Hill

11. Tag: Kap der Guten Hoffnung, Pinguine Fahrt nach Hout Bay; via Chapman's Peak Drive zum Kap der Guten Hoffnung; Besuch des Botanischen Gartens von Kirstenbosch

12./13. Tag: Rovos Rail Rundgang in Matjiesfontein; Besichtigung der Diamantenmine Big Hole in Kimberley

14./15. Tag: Pretoria und Rückreise Lunch in Sandton bei Johannesburg

Platin-Club-Spezialangebot

15-tägige Südafrika-Reise und Rovos Rail

Reisedatum:

26. Oktober bis 9. November 2017

Leistungen:

- Flug Zürich–Johannesburg–Zürich
- Inlandflug Johannesburg–Port Elizabeth
- Fahrten und Transfers im klimatisierten Reisebus
- Rovos Rail Kapstadt–Pretoria inkl. 2 Übernachtungen (Deluxe-Suite bzw. Pullmann-Suite)
- 9 Übernachtungen in Hotels oder Lodges
- Frühstücke, Mittagessen, Lunchpakete, Barbecues, Dinners gemäss Programm
- Afrikanischer Abend mit Unterhaltung
- Degustation von Kapweinen
- Rundreise mit Ausflugsprogramm
- Safari im Krüger-Nationalpark
- Qualifizierte Reiseleitungen

Spezialpreis:

Fr. 6950.– pro Person im Doppelzimmer
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 590.–

Limitierte Teilnehmerzahl:

Mindestens 20 Personen. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt. Programmänderungen vorbehalten.

Anmeldung:

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular finden Sie unter: www.weltwoche.ch/platinclub

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche
Telefon 091 752 35 20
info@mondial-tours.com

www.weltwoche.ch/platinclub



Messias aus der Mitte

Von *Jürg Altwegg* — Frankreichs jüngster Präsident hat die Chance, in Europa eine Wende auszulösen. Vielleicht schafft er es auch, die Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU zu entkrampfen.



Emmanuel der Erste: neuer Präsident Macron (2. v.l.), Vorgänger Hollande.

François Hollande feierte auf der Place de la Bastille, wo das Volk das von der Schweizer Garde verteidigte Gefängnis gestürmt hatte. Nicolas Sarkozy zelebrierte seinen Einzug ins Elysée auf der Place de la Concorde: Hier war der König hingerichtet worden. 2002 fand das Fest für Jacques Chiracs Wiederwahl auf der Place de la République statt: Mit 82 Prozent hatte er gegen Jean-Marie Le Pen gewonnen.

Zwischen den Wahlgängen ging damals eine Million Jugendliche gegen den Neofaschisten Le Pen auf die Strasse. Um fast zehn Prozent stieg die Wahlbeteiligung in der Stichwahl an. Die Demonstrationen waren ein Höhepunkt der französischen Vergangenheitsbewältigung: Mit Le Pen besiegten die Franzosen Vichy und Pétain, den das Parlament zum Staatschef der Kollaboration gewählt hatte.

Mitterrands perfide Saat

Vorausgegangen war der 11. September, der Bin Laden zum Helden in den Banlieues werden liess. Das erste Fussball-Länderspiel zwischen Frankreich und Algerien seit dem Unabhängigkeitskrieg musste abgebrochen werden. Im Fernsehen war zu sehen, wie Premierminister Lionel Jospin fluchtartig die Ehrentribüne verliess: unvorstellbar für einen Präsidenten, Le Pen verdrängte ihn aus der Stichwahl. Der «republikanische Pakt», der 2012 und an vielen

Wahlen funktionierte, steht für ein Bündnis der demokratischen Parteien gegen die «totalitären» – in Tat und Wahrheit handelt es sich um einen antifaschistischen Reflex. Dieser geht auf den Zyniker Mitterrand zurück. Der Sozialist führte vorübergehend das Verhältniswahlrecht ein, das dem Front national 35 Sitze bescherte. Damit verhinderte er eine Mehrheit für Chirac und sicherte seine Macht.

Mitterrands perfide Saat ist 2017 vollends aufgegangen: Erstmals war der Front national bei einer Präsidentschaftswahl stärker als die Republikaner – und die Neokommunisten, gegen die kein «republikanischer Pakt» vorgesehen ist, erhielten dreimal mehr Stimmen als Mitterrands und Hollandes Erben. Der historische Tiefstand bei der Wahlbeteiligung und die hohe Zahl von Leerstimmen am vergangenen Sonntag zeugen vom Verpuffen des antifaschistischen Reflexes.

Dass Macron eine nur in Prozentzahlen eindrückliche Zweidrittelmehrheit bekam, verdankt er Marine Le Pens Amoklauf im TV-Duell. Ihr gegenüber sah er erstmals wie ein potenzieller Präsident aus. Der Front national wurde nicht vom verlogenen Antifaschismus des Systems geschlagen. Sie musste nicht als Schreckgespenst der dreissiger Jahre vorgeführt werden, sie präsentierte sich als solches. Fast schon hämisch verhinderte Macron am

Macht Musik



Gustavo Dudamel, Orchesterdirigent.

Eine Fabelkarriere. Es war einmal ein Junge, der schlief in einer Hängematte über dem Bett seiner Grosseltern, die siebenköpfige Familie lebte auf fünfzig Quadratmetern. Mit vier spielte er im staatlichen Jugendförderungsprogramm «El Sistema» auf einer Geige, die fast so gross war wie er. Mit acht schenkte ihm seine Oma einen Taktstock, und er dirigierte die Konzerte aus dem Radio. Vielleicht hat Gustavo Dudamel, 36, die Liebe zur Musik so unkritisch an sein Vaterland gebunden, bis letzte Woche, als der 18-jährige Armando Cañizales, ein Violinist des «Sistema»-Programmes, durch einen Kopfschuss getötet wurde bei den Massenprotesten gegen den verblendenen Caudillo Maduro, der das erdölreiche Venezuela in Armut und Chaos treibt. Jetzt hat Dudamel, der umschwärmte Lockenprinz des Klassikpublikums und Chefdirigent in Los Angeles, der am Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker eben noch am Dirigentenpult die Welt im Walzerrhythmus verzaubert hatte, den politischen Taktstock ergriffen. In der *New York Times* brach er mit dem Aufruf «Genug ist genug!» mit dem Regime.

Der Gewissenskonflikt des Künstlers – private Privilegien und Scheinfreiheit im Pakt mit dem Teufel – ist ja nicht neu. Wilhelm Furtwängler überwinterte in Hitlerdeutschland, war aber kein Nazi. Der Opportunist Karajan startete seine Karriere mit dem NSDAP-Partei-buch. Hingegen verliess Toscanini schon früh Mussolinis Italien. Stalins Günstlinge blieben (oder er schloss sie ein), Rachmaninow und Horowitz verliessen die Sowjetunion. Die verlogene DDR-Kultur. Castro, der Generationen von Musikern und Literaten inhaftierte oder ins Exil vertrieb. Könnte ein Musiker sein Land retten? Der Klaviervirtuose Paderewski wurde Präsident Polens. Hat Musik Macht, oder wird sie, wie bei Wagner, der zu seiner Zeit auch ein politischer Revolutionär war, von der Macht missbraucht? «Musik ist Ausdruck einer endlosen Kraft», Zitat Dudamel, «die Bäume ausreissen kann.» Er selber bewegt sich nur noch mit Bodyguards. *Peter Hartmann*

Sonntag, dass sie von seinen Anhängern ausgebuht wurde.

Macron zeigte, dass er sich seiner grossen Verantwortung bewusst ist. Zum Feiern ging es vor den Louvre. Das grösste Museum der Welt war bis zur Revolution ein Schloss. Damit drückte er aus: «Ich bin in der republikanischen Monarchie angekommen – Emmanuel der Erste.» Ironischerweise muss der Messias aus der Mitte jetzt auf das Wahlsystem hoffen, das er zu überwinden verspricht: Die Fünfte Republik hat noch jedem neuen König eine absolute Mehrheit im Parlament beschert. Doch dem Gnadenzustand des Monarchen geht es wie dem republikanischen Reflex: Er ist am Verpuffen. Eine Koalition ist wahrscheinlicher. Sie wird indes das Parlament aufwerten.

Die historische Stunde ist günstig. Im Wahlkampf war die kulturelle Unsicherheit – Geschichte, Identität, Nation – wichtiger als die wirtschaftliche und Macron in diesen zentralen Bereichen wenig überzeugend. Jetzt kann er die Chance seiner späten Geburt nutzen, um Frankreich aus dem Griff seiner Vichy- und Algerienvergangenheit zu lösen. Mit dieser Erwartung hat wohl insgeheim auch die deutsche Begeisterung für ihn zu tun. Sowohl der kommunistische Jean-Luc Mélenchon wie Le Pen mobilisieren ungeniert die antideutschen Klischees aus der Vergangenheit. Griechenlands Ex-Finanzminister Varoufakis indes empfahl Macron zur Wahl: weil er seinem Land in der Euro-Krise geholfen habe.

Schweiz als Vorbild

Eine Europäische Union, die sich ein bisschen weniger ausschliesslich auf die Erfolgsgeschichte von siebzig Jahren ohne Krieg versteift und zu pragmatischen Reformen aufrafft, könnte auch den kalten Krieg mit der Schweiz, dem Feind im Innern, beenden. Macron kennt unser Land, seine Art des Politisierens entspricht unserem Temperament. Er sucht den Kompromiss und nicht die Konfrontation. Pragmatische Lösungen sind ihm wichtiger als Ideologien. Als Favorit für die Schlüsselstelle des Generalsekretärs im Elysée wird der gegenwärtig in Genf tätige Elsässer Alexis Kohler gehandelt – ein Freund der Schweiz und mit ihr vertraut.

Die Schweiz wurde im Wahlkampf vielfach als Beispiel, manchmal als Vorbild erwähnt. Am Tag von Fillons Meeting in Nantes veröffentlichte *Ouest-France* eine Seite über die direkte Demokratie. Sie interessiert längst nicht mehr nur Kreise, die gerne über ein Verbot von Moscheen abstimmen würden. Der Philosoph Michel Onfray, der Macron und Le Pen gleichermassen ablehnt, lobt sie in seinem Buch über die «Entkolonialisierung der Provinzen». Der Schriftsteller Michel Houellebecq erklärte im Fernsehen, dass er nicht gewählt habe. An der Demokratie werde er sich wieder beteiligen, wenn er wie in der Schweiz über Sachfragen abstimmen könne.

Eigentümer

Loslassen

Von Beat Gygi — Der Verkauf von Syngenta an chinesische Bieter weckt Unbehagen. Verkäufe ins Ausland sollte man deswegen nicht verhindern. Sie tragen zum Erfolg des Standorts bei.

Verliert die Schweiz nach und nach ihre industrielle Substanz? Soeben ist klar geworden, dass der Agrarchemie- und Saatgut-Konzern Syngenta ins Eigentum der staatlich kontrollierten chinesischen Chem China übergeht. Eine lange Tradition der Basler Chemie von Ciba und Geigy über Novartis untersteht nun chinesischer Lenkungsgewalt. Sollten zudem Chem China und die chinesische Sinochem fusionieren, würde Syngenta in ein noch viel umfangreicheres Gebilde eingegliedert, als es bisher den Anschein machte. Fast gleichzeitig wird das in der Schweiz gegründete Pharma-Wunderkind Actelion vom amerikanischen Gesundheitskonzern Johnson & Johnson übernommen. Für Syngenta werden gut vierzig, für Actelion rund dreissig Milliarden Dollar gezahlt. Beide Unternehmen sind stark in der Forschung am Standort Schweiz engagiert und haben einzigartige Produkte hervorgebracht, auf die viele Schweizer auch deshalb stolz sind, weil das kleine Land es schafft, mit Pharma- oder Chemiespezialitäten praktisch die Welt zu erobern. Dieser Stolz wird verletzt, wenn Ausländer die Firmen an sich ziehen.

Attraktiv bleibt attraktiv

Im Grunde ist es seltsam: Wenn ausländische Käufer massenhaft die Produkte hiesiger Unternehmen erwerben, gilt das für den Pro-

duktionsstandort als Riesenerfolg. Wenn die Käufer aber versuchen, diese Produkte im Riesenpaket, sozusagen für alle Zeiten, auf einmal einzukaufen – nämlich gleich die ganze Firma – und das Geld auf den Tisch blättern, dann wird das im Herkunftsland oft als Niederlage empfunden. Aber kann man denn nicht sagen: Attraktiv bleibt attraktiv, egal wie sich das Begehren des Käufers ausdrückt? Offenbar nicht. Lieber Tag für Tag die Milch verkaufen, immer wieder, statt gleich die ganze Kuh auf einmal. Aber warum gibt es denn einen Viehhandel und Züchter, die Rinder aufziehen und dann als Kühe verkaufen?

Eine weitere Schweizer Industrieperle befindet sich zurzeit halb im Übergang an einen ausländischen Eigentümer: Der Chemiespezialitäten-Konzern Sika soll von der französischen Saint-Gobain-Gruppe übernommen werden, die Eigentümerfamilie will ihren gut hälftigen Stimmenanteil übertragen, wird vorläufig aber daran gehindert. Die stärkste Gegenwehr kommt von Verwaltungsrat und Management des Konzerns, die den Verkauf und damit den Kontrollwechsel ablehnen und für ihre Weigerung auch viel öffentliche Zustimmung erhalten. Der Widerstand gegen den Verkauf geht so weit, dass vor Gericht jetzt um die Frage gekämpft wird, wie weit die Eigentumsrechte der Mehrheitsaktionäre überhaupt gelten sollen. Man kann natürlich darüber streiten, wer für ein Unternehmen der beste Eigner ist, aber würde man beim Entscheidungsverfahren eben gerade die Rechte der Eigner missachten, wäre die Firma rasch willkürlichen Übergriffen von allerlei Interessengruppen ausgesetzt.

Würden hiesige Unternehmen durch staatliche Einschränkung der Eigentumsrechte künstlich vor ausländischen Käufern geschützt – welche Anreize hätten dann Gründer oder Eigentümer noch, ihr Maximum zu leisten und das Beste aus ihrer Firma zu machen? Viele junge Unternehmer träumen ja nicht selten davon, ihr Start-up so gut in Schwung zu bringen, dass dieses zu einer neuen Actelion wird oder irgendwann für viel Geld von Microsoft, Google, Medtronic oder einer anderen Spitzenfirma erworben wird. Derweil kaufen Roche und Novartis im Ausland ihrerseits vielversprechende Firmen. Die Züchter sind für ein Land eben genauso wichtig wie die Bauern, die ihre Kühe möglichst lange behalten. Und die dauernde Auffrischung der Bestände klappt nicht ohne funktionierende Märkte.



Verletzter Stolz.

Medienstar «Boris»

Von Alex Baur — Die Behörden können sich kaum wehren gegen die öffentliche Kritik im konkreten Einzelfall. Doch das Amtsgeheimnis ist auch immer eine bequeme Ausrede.



Maulkorb und Medikamente: «Boris», 12.

Nach kritischen Berichten von *Luzerner Zeitung*, *Blick* und *Weltwoche* über den Fall des «85 000-Franken-Zöglings» mit Pseudonym «Boris» rief der zuständige Oberarzt letzte Woche zu einer Krisensitzung. Geladen waren neben der Beiständin und ihrer Vorgesetzten die Mutter des Kindes sowie deren Beraterin Sefika Garibovic. Das einzige Traktandum: Die Medienberichte über «Boris» sollten aufhören. Sie würden dem Kind schaden.

Die Sitzung wurde nach einer Stunde ohne Ergebnis abgebrochen. Die Mutter und Garibovic akzeptierten den Maulkorb nicht. Sie wollten vielmehr über konkrete Auswege für den zwölfjährigen Problemjungen reden, der seit Monaten medikamentös sediert und von Mitinsassen misshandelt, ohne jede Perspektive in der Basler Universitätsklinik festsitzt. Die Gegenseite mochte darauf nicht eintreten. Sie fürchtet, dass sofort alles öffentlich wird.

Zur Kapitulation gezwungen

Tatsächlich sind die Behörden, Therapeuten und Ärzte nicht zu beneiden. Das Berufsgeheimnis verbietet es ihnen, sich öffentlich gegen die Kritik zu wehren. Mindestens so ohnmächtig fühlt sich die Mutter von «Boris». Als sie sich gegen die erfolglose und andauernde pharmazeutische Ruhigstellung ihres Jungen wehrte, wurde ihr die Obhut auch in medizini-

schen Fragen entzogen. In der Verzweiflung ging sie an die Öffentlichkeit.

Das Dilemma um das Amtsgeheimnis ist unlösbar. Trotzdem ist es wichtig, dass Fälle wie jener von «Boris» öffentlich werden – und zwar nicht in Watte gebettet, sondern so konkret wie möglich: mit Fakten, Akten und Namen. In der Theorie lassen sich alle Probleme lösen. Doch Menschen handeln oft irrational, unser Wesen bleibt im Kern unergründlich. Nicht alles lässt sich mit Geld und Fachwissen bewältigen.

An professioneller Betreuung hat es «Boris» fürwahr nie gemangelt. Der Junge wurde seit dem Kindergarten mehrfach abgeklärt, eine Geisteskrankheit im medizinischen Sinne wurde notabene nie diagnostiziert. «Boris» ist, wie man landläufig sagt, schwererziehbar. Auf seiner ständigen Suche nach Aufmerksamkeit hat der Knirps schon ein Heer von Pädagogen und Therapeuten zur Kapitulation gezwungen. Das, was er wirklich brauchte, konnten ihm die Fachleute nicht geben. Am Ende sperrte man ihn in eine Zelle, vollgepumpt mit Medikamenten, umgeben von Wachleuten.

Vor diesem Hintergrund hat die Klage über das Amtsgeheimnis, das es einem verbietet, die wahren Hintergründe zu benennen, auch etwas Verlogenes. Das Berufsgeheimnis schützte die Fachwelt bislang vor allem davor, sich mit dem eigenen Versagen auseinanderzusetzen.

Reizende Reife

Von Beatrice Schlag — Das neue Paar im Elysée begeistert wegen seines grossen Alterunterschieds.

Bringen Brigitte und Emmanuel Macron gerade ein Tabu zu Fall? Ohne voreilig optimistisch zu sein: Die Begeisterung für den neuen Präsidenten und die 24 Jahre ältere Frau an seiner Seite ist bemerkenswert. Wer über den ausserhalb Frankreichs noch wenig profilierten Politiker redet, ist zwei Sätze später schon bei seiner Ehe mit der blonden Ex-Lehrerin, in deren Klasse er sass, als er sich mit fünfzehn in sie verliebte. Der Ton, in dem über die beiden geklatscht wird, ist staunend, kaum je abfällig.

Vier Mal setzte *Paris Match* das Paar im letzten Jahr aufs Titelbild, als Macrons Chancen, die Wahlen zu gewinnen, noch alles andere als rosig waren. Mit anderen Worten: Das Paar bringt Auflage. Mit der Offenheit der Franzosen, wenn es um die Liebeswirren ihrer Politiker geht, hat das wenig zu tun. Dort war das Muster meist dasselbe: Älterer Präsident hat neben etwa gleichaltriger Gattin heimliche Geliebte deutlich jüngeren Jahrgangs, was die Medien jahrzehntelang diskret verschwiegen. Einen jungen, gutaussehenden Spitzenpolitiker mit einer Frau, die seine Mutter sein könnte, gab es nie. Woher also die vorbehaltlose Sympathie für die siebenfache Grossmutter «Bibi», wie sie von ihrem Mann genannt wird?

Einseitiges Klischee

Wer Fotos von ihr betrachtet, sieht keine Grossmutter, sondern ein jugendliches, selbstbewusstes Gesicht von eher herber Schönheit, ein herzliches Lächeln, das nicht aufgesetzt scheint, und Falten, die nicht gestrafft wurden. Steht ihr Mann neben ihr, sieht man noch etwas anderes: den liebevollen Stolz, mit dem er sie ansieht. «Ich danke Brigitte, die immer da ist und da sein wird. Ohne sie stände ich heute nicht hier», sagte Emmanuel Macron in seiner Dankesrede nach dem Wahlsieg.

Das ist es, was viele begeistert: ein Team auf Augenhöhe, ein modernes Ehepaar. Keiner käme auf die Idee, in Donald und der 24 Jahre jüngeren Melania Trump ein gleichberechtigtes Team zu sehen. Sie stehen für das klassische Klischee vom erfolgreichen Mann, der sich im Alter eine neue Vorzeigefrau im gebärfähigen Alter leistet. Die Umkehrung ist aus biologischen Gründen ausgeschlossen. Emmanuel Macron hat keine eigenen Kinder, Brigitte drei aus erster Ehe, von denen die Jüngste über den Stiefvater sagt: «Ich habe ihn immer für eine Ausnahmepersönlichkeit gehalten.»

Personenkontrolle

Blöchlinger, Widmer Gysel, Parmelin, Markwalder, Trump, Wobmann, Sommaruga, Giezendanner, Leuthard, Cueni, Kleiner, Henggi, Levrat, Landolt

Kurt Blöchlinger, der «Sheriff», hat offenbar Erinnerungslücken. Der Kommandant der Polizei Schaffhausen entliess einen wissenschaftlichen Mitarbeiter fristlos, der es gewagt hatte, intern Kritik an seinem Führungsstil zu äussern (*Weltwoche* Nr. 19/17). In einem Brief an Blöchlingers Vorgesetzte, Regierungspräsidentin und Finanzdirektorin **Rosmarie Widmer Gysel** (SVP), beschwerte sich der entlassene Mitarbeiter auch über eine angebliche versuchte Nötigung durch Blöchlinger. Auf Nachfrage erwiderte der Polizeikommandant, ein solcher Vorwurf sei ihm «nicht bekannt». Das ist nur schwer nachzuvollziehen, denn in einem Schreiben vom 20. Juni 2016 an den Anwalt des geschassten Mitarbeiters ging Widmer Gysel ausdrücklich auf diesen Nötigungsvorwurf ein. Eine Kopie ging nachweislich auch an die «Schaffhauser Polizei, Kurt Blöchlinger». Kaum vorstellbar, dass der Kommandant das brisante Schreiben seiner politischen Vorgesetzten ungelesen in den Kübel geworfen hat. (*gut*)

Verteidigungsminister **Guy Parmelin** (SVP) zeichnete sich in seiner bisherigen Amtszeit dadurch aus, dass er alle Geschäfte zackig anpackt. Nun lässt er bei der Privatisierung der Ruag die Zügel schleifen. Bereits auf Ende des letzten Jahres wollte der Romand dem Bundesrat Vorschläge präsentieren. Dann wurde der Bundesrat zuerst auf Ende März, dann auf die Sitzung nach Ostern vertröstet. Aber erst jetzt hat der Verteidigungsminister seine Pläne dem Siebnergremium offenbart: Und diese sehen plötzlich keine Privatisierung mehr vor, sondern bloss noch eine Teilprivatisierung. (*hmo*)

Christa Markwalder, USA-Reisende, will im Land, das Präsident **Donald Trump** gewählt hat, keinen einzigen Trump-Anhänger getroffen haben, wie wir letzte Woche an dieser Stelle meldeten. Jetzt schaltet sich **Walter Wobmann** in die Debatte ein: «Ich bin beruflich und privat häufig in Burgdorf und habe noch nie einen Markwalder-Fan – Schweizabschaffer – getroffen», so der SVP-Nationalrat. (*gut*)

Simonetta Sommaruga (SP), Datensammlerin, will nicht bloss alle Internetnutzer überwachen, sondern auch die Journalisten des



Wie viele Fans? Christa Markwalder.



Tief vierstellig: Flavia Kleiner.



Lässt die Zügel schleifen: Guy Parmelin.

Medienzentrums in Bern. Der in ihrem Departement angesiedelte Bundessicherheitsdienst hat nämlich verfügt, dass man ab dem 8. Mai nur noch mit einem persönlichen Badge Zutritt zum Medienzentrum hat. Diese Regelung ersetzt die bisher praktizierten visuellen Kontrollen. Grund für die Änderung sei die Verbesserung der Sicherheit im Medienzentrum. Dass es im Medienzentrum ein Sicherheitsproblem gibt, wusste man bisher nicht. Mit Sicherheit weiss man aber eines: Künftig registriert der Bundessicherheitsdienst ganz genau, wann die Journalisten im Medienzentrum ein- und ausgehen. Denn das Zutrittskontrollsystem erfasst die Daten automatisch, und die Daten werden gespeichert. (*hmo*)

Ulrich Giezendanner (SVP), Polit-Urgestein aus dem Kanton Aargau, kämpft für gleich lange Spiesse bei Bahn und Strasse. Nachdem die Stimmbürger 2014 einem Fonds zur Finanzierung und zum Ausbau der Bahninfrastruktur (Fabi) zugestimmt hatten, verlangte der Aargauer mittels parlamentarischer Initiative einen Fonds zum Ausbau der Strasseninfra-

struktur (Fasi). Da aber Verkehrsministerin **Doris Leuthard** (CVP) mit dem Nationalstrassen- und Agglomerationsverkehrsfonds (NAF) ein Pendant zur Schiene geschaffen hatte, wurde «Giezis» Fasi überflüssig. Da parlamentarische Initiativen nicht zurückzuziehen sind, musste sich in der Sondersession wohl oder übel der Nationalrat damit befassen. Als die fragliche Vorlage zur Abstimmung kam, verliess Giezendanner fluchtartig den Ratsaal. «Sonst hätte ich dem auch noch zustimmen müssen», meinte er hinterher. (*hmo*)

Hat der Verband Interpharma unter dem früheren Direktor **Thomas B. Cueni** die linksliberale Operation Libero von **Flavia Kleiner** finanziell unterstützt? Eine entsprechende Information der *Weltwoche* bestätigt Kommunikationschef **Bruno Henggi**: «Im Zusammenhang» mit der Abstimmung zur Durchsetzungsinitiative habe Interpharma «die Operation Libero finanziell unterstützt». Zur Höhe des Engagements mache der Verband aber keine Angaben. Anders klingt es bei der Operation Libero. Der pharmazeutische Muntermacher im «tiefen vierstelligen» Umfang sei nicht der Operation Libero zugutegekommen, sondern der Kampagnenkasse des Nein-Komitees, welche Kleiners Leute verwaltet haben. (*fsc*)

SP-Präsident **Christian Levrat** ist entsetzt. Seine Partei will mit einer Transparenz-Initiative erwirken, dass Parteien und Abstimmungskomitees offenlegen müssen, wer ihre Kampagnen bezahlt. Doch jetzt hat der *Blick* offengelegt, dass die SP vier Monate vor Torschluss erst rund die Hälfte der notwendigen 100 000 Unterschriften gesammelt hat. Besonders ärgern dürfte sich Levrat darüber, dass die hyperaktiven Jungsozialisten bisher erst 28 Unterschriften beigebracht haben. Der Nachwuchs will seine Kräfte nicht für klassenkämpferisch unergiebigere Volksinitiativen verzetteln. Die Juso konzentrieren sich offenkundig darauf, die von der Mutterpartei frenetisch unterstützte Rentenreform 2020 frontal zu bekämpfen. (*rz*)

Unter Ausschluss der Öffentlichkeit hat die schrumpfende Kleinpartei BDP unlängst ihren Kompass neu ausgerichtet. Was ist neu? Präsident **Martin Landolt** lüftete an der Delegiertenversammlung das Geheimnis: Die BDP marschiere vorwärts. Als lösungsorientierte Stimme der Vernunft und des Fortschritts grenze sich seine Partei vom populistischen Einheitsbrei von rechts und links ab. Ganz so schnell ist die programmatische Neuausrichtung – «vorwärts!» – allerdings nicht zustande gekommen. In einer Videobotschaft erwähnte Landolt, seine BDP habe für die Justierung ihres Kompasses satte neun Monate gebraucht. (*rz*)

Nachruf

Sônia Bogner (1950–2017) — «Wenn ich an Sônia denke, denke ich an ihr Lachen. Sie war eine der ganz wenigen, die ich kenne, deren Gesicht ich mir nicht vorstellen kann ohne ein Lachen», sagt Raquel Marquard, die Sônia von gemeinsam verbrachten Abenden im Turm des «Palace» und anderswo in St. Moritz kennt. Sônia verkörperte die Brasilianerin, wie sie im Buch steht: quirlig, fröhlich, lebhaft. Ihre Anwesenheit habe jeden Raum mit einer besonderen Aura erfüllt. Sie und Willy Bogner, ein Münchner, der auf sympathische Art eher zurückhaltend sei, seien ein wunderbares Paar gewesen, erinnert sich Marquard.

In der Nacht auf den 3. Mai ist Sônia Bogner im Alter von 66 Jahren gestorben. «An den Folgen einer schweren Krankheit», teilte eine Sprecherin des Bogner-Unternehmens mit. Für Willy Bogner, 75, der über vierzig Jahre mit Sônia verheiratet gewesen war, war es ein weiterer Todesfall, der früh jemanden für immer aus dem Kreis seiner liebsten und nächsten Menschen riss: Vor über fünfzig Jahren wurde seine damalige Partnerin von einer Lawine verschüttet, sie konnte nur noch tot geborgen werden. Das erste der drei Adoptivkinder von Willy und Sônia, Tochter Maria-Isabell, starb im Säuglingsalter. Der Sohn Bernhard nahm sich 2005, als er siebzehn war, im Rausch das Leben. Und nun Sônia. In der deutschen *Bild*-Zeitung vermutete ein Journalist, die Todesursache sei Krebs gewesen; Sônia soll sich in den vergangenen Monaten öfter in einer Krebsklinik in Heilbronn aufgehalten



«Ausnahme-Erscheinung»: Sônia und Willy Bogner.

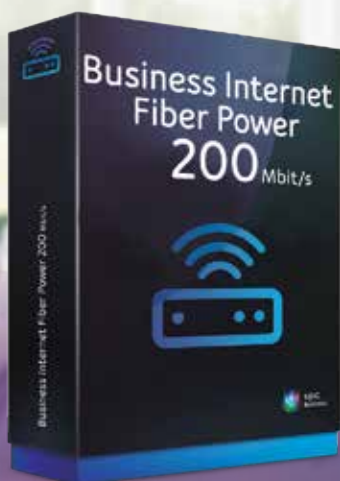
haben. Und schon vor zirka zwei Jahren berichtete eine KKL-Besucherin, die sie anlässlich eines klassischen Konzerts in Luzern sah, sie habe sich verändert, Gewicht verloren, sei abgezehrt gewesen.

Gegen aussen haben die Bogners auch nach dem traurigen Tod ihres Sohns, der zu dieser Zeit das private Internatgymnasium Institut auf dem Rosenberg in St. Gallen besuchte, die Façon bewahrt, man hat ihnen nichts angemerkt. «Doch wer kann schon erkennen, wie es Menschen wirklich geht? In die Seele sieht man nicht», sagt Raquel Marquard. Die Bogners waren auch kein Paar, auf das man an je-

dem zweiten Anlass während des St. Moritzer Winters stiess. Stattdessen eher private Persönlichkeiten, die sich gerne in ihr schönes Haus zurückzogen oder zu Freunden auf Besuch gingen, etwa zu Hubert Burda, dem deutschen Verleger, und seiner Frau Maria Furtwängler, der Schauspielerin, mit denen sie eng befreundet waren.

Sônia und Willy waren nicht bloss im Privatleben ein Paar, sie ergänzten sich auch im Geschäft. Er, der ehemalige Sportler – Bogner gewann mit siebzehn das Lauberhornrennen, als erster Deutscher überhaupt –, war zuständig fürs Business und für die eher technischen Bereiche der erfolgreichen Mode- und Sportartikelmarke. Vor eineinhalb Jahren ist er als Chef zurückgetreten, das Unternehmen wird von einem ehemaligen Ralph-Lauren-Kader geführt. Sie war die Designerin. Und hat mit ihrer extrovertierten, lebensfrohen Art viel für die Ausstrahlung der Marke getan. Willy Bogner, und hier ist die Kollektion gemeint, wäre anders dahergekommen ohne Sônias Einfluss und Persönlichkeit. Sie hat mit ihren Entwürfen eine ganz eigene Handschrift entwickelt. Ihre zum Teil flamboyante Mode kann man mögen oder nicht. Aber was man nicht konnte: sie nicht zur Kenntnis nehmen, denn sie fiel auf. Und mit ihr fielen die Kunden auf, die die Entwürfe trugen. Und das ist mehr als über die Arbeit vieler anderer Designer respektive deren Kollektionen gesagt werden kann. «Die Frau war eine Ausnahmeerscheinung», sagt Marquard. Sônia Bogner hinterlässt eine erwachsene Adoptivtochter. *Mark van Huisseling*

Arbeiten auf der Überholspur: das superschnelle Business Internet Fiber Power.



Jetzt 3 Monate
60%
sparen!*

Nur **39.60**
statt 99.–/Mt.



upc.ch/business | Zur Überholspur
044 577 77 99



Meine Reisen in die «grosse Kloake»

Der Europarat und sein Gerichtshof für Menschenrechte sind auch in der Schweiz heilig. Politiker blicken andächtig nach Strassburg, die Journalisten jubeln auf Vorrat. Zu Unrecht: Der Europarat ist ein Korruptionssumpf, das Menschenrechtsgericht bringt nichts. Die Schweiz könnte austreten. *Ein Erfahrungsbericht von Alfred Heer*

Wie kam ich in den Europarat? Vor fünf Jahren nominierte mich die SVP. Gewünscht hatte ich eigentlich Einsitz in die Geschäftsprüfungs- und in die Wirtschaftskommission. Letztere war aber bereits bestückt, also schickten sie mich wegen meiner Sprachkenntnisse nach Strassburg. Mein Nationalratskollege Felix Müri, ebenfalls Europaratsmitglied, ermunterte mich. Die Arbeit im Europarat sei interessant und abwechslungsreich. So ging ich im Januar 2012 an die erste Sitzung, zusammen mit einem weiteren Neuling, Gerhard Pfister. Es war ein regnerischer, kalter Sonntag.

Die Sprüche des Franzosen

Das Gebäude wirkt von aussen wie auch von innen beeindruckend. Ein metallischer Glasbau mit Sitzungsräumen und dem Hemicycle als Ratssaal. Im Innern hängen Bilder von berühmten europäischen Politikern. Ausser sind 47 Fahnenstangen schnurgerade ausgerichtet, mit den alphabetisch geordneten Fahnen aller Mitgliedsländer. Von Island im Westen bis in den Osten nach Aserbaidschan. Die Schweizer Fahne ist als einzige quadratisch und will sich nicht so recht den anderen unterordnen. Mein Gedanke damals war, dass die Schweiz als einzige direkte Demokratie sich auch gar nicht in den Europarat einordnen könne.

Am Gebäude steht geschrieben «House of Democracy». Für die Neu-linge stand damals ein Programm mit dem damaligen Präsidenten der Parlamentarischen Versammlung auf dem Programm. Der Abgeordnete der gaulistischen UMP, Jean-Claude Mignon, empfing uns wie für Franzosen so üblich mit grossem Pathos und in schönstem Französisch. Wir seien Hüter und Garanten der Menschenrechte. Wir dürften stolz sein, 800 Millionen Europäer hier zu vertreten. Er gab uns das erhebende Gefühl, dass wir die grössten, die besten, wichtigsten und vor allem ehrenhaftesten Parlamentarier auf diesem Planeten seien. Fünf Jahre später zeigt sich die triste Wirklichkeit.

Es stimmt, die Menschenrechte sind wichtig für den Europarat, und niemand ist dagegen. Aber die Behörde wirkt zahnlos. Die hochfliegenden Selbstbeschreibungen scherbeln. Es gibt zahlreiche Unruhen und kriegerische Handlungen zwischen Staaten im Europarat: zwischen Armenien und Aserbaidschan, Russland und Georgien; Moldawien hadert mit der Ukraine. Gegen die menschenrechtswidrigen Vorgänge in der Türkei unternimmt die hehre Behörde nichts.

Vielleicht liegt das auch daran, dass der Europarat derzeit von einer üblen Korruptionsaffäre heimgesucht und gelähmt wird. Als Schweizer reibt man sich die Augen. Gegen den ehemaligen Fraktionschef der Gruppe der Volksparteien (CVP, CDU, CSU etc.), Luca Volontè aus Italien, läuft eine Strafuntersuchung in Mailand wegen Geldwäscherei und Korruption. Eine von ihm kontrollierte Stiftung empfing über 2,3 Millionen Euro an Zahlungen aus Aserbaidschan.

Ausgerechnet zur selben Zeit scheiterte in der Parlamentarischen Versammlung eine

Resolution, welche die Menschenrechtssituation in Aserbaidschan verurteilen wollte. Volontè setzte kraft seines Amtes alles daran, die Abstimmung im Rat für Aserbaidschan zu gewinnen, was ihm auch gelang. Im Mailverkehr fallen als Mitbeteiligte, wenn auch nicht Mitbeschuldigte, immer wieder die Namen von Pedro Agramunt, Spanien (heutiger Präsident der Parlamentarischen Versammlung im Europarat), und Jordi Xuclà, Spanien (Fraktionschef Alde). Agramunt und Xuclà waren zudem dieses Früh-

jahr auf Einladung des syrischen Parlaments bei Assad in Syrien. Geflogen wurden sie mit einer russischen Regierungsmaschine.

Zählen von Schmiergeld ist Mathematik

Letzten Januar habe ich der Schweizer Delegation vorgeschlagen, den Europarat zu beauftragen, diese ungeheuerlichen Vorgänge und Bestechungsvorwürfe zu untersuchen. Unser Beschluss fiel einstimmig – und siehe da: Ver-

schiedene Staaten schlossen sich der Schweiz an. Die Untersuchung wurde eingeleitet und der amtierende Präsident der Europarat-Versammlung suspendiert. Von den Kollegen gab es viel Lob, aber auch Unverbesserliche meldeten sich, für die Korruption nicht Korruption, sondern eine Art Aufarbeitung politischer Probleme ist. Spanische Abgeordnete etwa teilten mit, Politik sei nicht Mathematik. Meine Entgegnung, dass das Zählen von Schmiergeld sehr wohl Mathematik sei, fanden sie weniger lustig. Fairerweise muss man sagen, dass es auch in den hinlänglich bekannten korrupten Ländern immer auch Wehrhafte gibt, die den Kampf mit uns führen.

Kurzum: Der Europarat ist nicht der hehre Hüter der Menschenrechte, sondern ein Abbild der 47 europäischen Mitgliedstaaten. In vielen Ländern ist Korruption nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Es gibt Europarat-Teilnehmer, bei denen es *courant normal* ist, dass Minderheiten unterdrückt und Andersdenkende verhaftet werden. Man soll sich von den salbungsvollen Selbstbeschreibungen nicht blenden lassen.

Schweiz braucht keinen solchen Gerichtshof

Kommen wir zu einer anderen Eiterbeule: dem allseits hochgejubelten Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR). Ihm gehören Richter aus allen 47 Mitgliedstaaten an. Das heisst: Jedes Land müsste sich eigentlich seiner Gerichtsbarkeit unterstellen. Wenn wir nun festhalten, dass die zahlreichen Europarat-Mitglieder die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) nicht erfüllen, dass die korrupte Parlamentarische Versammlung diese Richter wählt und dass sich die Schweiz einem solchen Gericht unterstellt, muss man sich fragen, ob wir politisch wahnsinnig geworden sind.

Trotzdem feiert das Schweizer Fernsehen diesen Gerichtshof regelmässig wie eine Gralsburg der Menschenrechte. Auch Schweizer würden dort gegen Menschenrechtsverletzungen in der Schweiz klagen können, heisst es blauäugig. Auf welchem Planeten leben solche Journalisten? Die Rechtswirklichkeit sieht anders aus: Ausländische Schwerverbrecher, die eigentlich die Schweiz verlassen müssten, bekommen Hilfe, oder Figuren wie der Genozid-Leugner Perinçek, der den Völkermord an den Armeniern abstreitet.

Die Schweizer Richterin Helen Keller und der italienische Gerichtspräsident Guido Rai-



SVP-Nationalrat Heer.

«Vielerorts ist Korruption nicht die Ausnahme, sondern die Regel.»



Strafuntersuchung: Ex-Fraktionschef Volontè.

mondi behaupten im persönlichen Gespräch, die nationale Gesetzgebung müsse sich ihren Urteilen zwingend anpassen. Dies geht so weit, dass der Gerichtshof die Schweiz auch in Fragen der Sozialversicherungen massregeln will, obwohl die Schweiz die Europäische Sozialcharta nie ratifiziert hat und ihr damit auch nicht untersteht. Dieser höchstrichterliche Amtsmissbrauch, diese Missachtung unserer demokratischen Spielregeln bringen sogar das Bundesamt für Justiz langsam, aber sicher auf die Palme. Und wo zum Beispiel steht der Gerichtshof dieser selektiven Menschenrechtler, wenn in der Türkei die Meinungsfreiheit gestrichen und willkürlich Leute verhaftet und entlassen werden? Der Gerichtshof ist nirgends. Die Rechtsuchenden müssten zuerst den türkischen Instanzenweg durchlaufen, bevor man urteilen könne. Formell wohl korrekt, aber im Endeffekt offenbart der Gerichtshof damit seine eigene Bedeutungslosigkeit.

Ein Rechtsstaat wie die Schweiz braucht keinen solchen Gerichtshof. Und bei Ländern, die vielleicht tatsächlich etwas Nachhilfe benötigen, ist er nutzlos.

Was mache ich dort überhaupt?

Diese Frage stelle ich mir an jeder Sitzung. Selbstverständlich werde ich von Parteikollegen immer wieder schief angeschaut: «Gehst du wieder nach Europa, gehst du wieder auf



Gesetzgebung anpassen: Völkerrechtlerin Keller.

Reisen?» Ja, ich gehe wieder nach Europa – und ja, es gibt ja durchaus auch gute Momente. Die Hauptfrage für mich ist: Was hat der Schweizer Bürger und Steuerzahler davon, wenn wir im Europarat sitzen? Immerhin ist die Schweizer Delegation die Nummer eins, was die Präsenz angeht. Wir schreiben uns also nicht in die Sitzungslisten ein und kassieren ab, sondern sind tatsächlich auch anwesend. Als eines von wenigen Ländern steht die

Das Schweizer Fernsehen feiert den Gerichtshof regelmässig wie eine Galsburg der Menschenrechte.

Schweiz im Ruf, über unbestechliche Politiker zu verfügen. Sie ist das einzige Land, das die direkte Demokratie kennt; die Schweiz gilt als Land, das ernsthaft versucht, neutral und nach möglichst objektiven Kriterien einen Beitrag für die Demokratie zu leisten.

Ist diese Arbeit von Erfolg gekrönt? Nein, das ist sie nicht. Ansonsten hätten wir nicht solche Probleme in der Türkei, Krieg zwischen Russland und der Ukraine, Auseinandersetzungen zwischen Aserbaidshan und Armenien. Vermutlich wäre die europäische Welt nicht besser oder schlechter ohne den Europarat.

Wenigstens haben willige Personen aus ganz Europa Vertrauen in die Schweiz. Unser



Immer wieder erwähnt: Politiker Xuclà.

Land ist ihnen ein Vorbild für tatsächlich gelebte direkte Demokratie und für einen funktionierenden Rechtsstaat. Solange die Schweiz Mitglied im Europarat ist, werde auch ich mich für unser direktdemokratisches System einsetzen.

Und in den langen Sitzungen, während der ewigen Reden, die bei mir Depressionen auslösen, kommt mir gelegentlich der Schriftsteller Conrad Ferdinand Meyer in den Sinn: «Romfahrt» aus «Huttens letzte Tage». In Abwandlung seines grossen Werks, welches sich zwar auf die Religion bezog, könnte ich wohl meine Reisen nach Strassburg politisch wie folgt in Meyers Worten schildern:

*Ich sah ein Weib, das mit sich handeln liess,
die man den Europarat hiess.*

*Ich fand von feiler Schreiberschar entweiht,
die ciceronische Beredsamkeit.*

*Ich sah, wie man in dieser Europastadt,
uns grosse Politik zum Narren hat,
Sah unsrer Väter Politik in der Hand
unehrender Funktionäre am Gängelband.
Sag' ich es kurz und klassisch, was ich sah
Am Flusse Ill in Strassburg? Cloaca maximal!*

Alfred Heer, Jahrgang 1961, ist seit 2007 Nationalrat der SVP. Von 2009 bis 2016 war er Präsident der Zürcher SVP. Seit 2011 ist er Mitglied der Schweizer Delegation im Europarat.

Von Schlapphüten und Schwatztüten

Von Christoph Mörgeli

Die Schweiz hat grossartige Fähigkeiten. Die Spionage gehört allerdings nicht dazu. Schon 1916 flogen zwei Generalstabsoffiziere auf, die den Mittelmächten geheime Informationen zuschoben. 1942 erwischten die Nazis den jungen Leutnant Ernst Mörgeli, der in Stuttgart für die Schweiz spionierte. Sie steckten ihn acht Monate in ein Konzentrationslager. Der spezielle Nachrichtendienst von Oberst Bachmann schickte 1979 den Agenten Kurt Schilling nach Österreich. Schlapphut Schilling erfüllte seinen Geheimauftrag so auffällig, dass sogar die Österreicher etwas merkten. Auch die «Geheimarmee» mit dem Decknamen P-27 wurde 1990 durch die Fichenaffäre publik.

Für Spione gibt's weder Fachhochschulen noch universitäre Lehrgänge. Dies zeigt die Laufbahn unseres obersten Staatsschützers Markus Seiler. Zuerst war er Politologe. Dann Pressesprecher der FDP Schweiz. Dann persönlicher Mitarbeiter von Kaspar Villiger. Dann Generalsekretär von Samuel Schmid. Dann Chef des Nachrichtendienstes des Bundes (NDB). Kaum ist jüngst ein Zürcher Ex-Stadtpolizist in Frankfurt als Spitzel von Seiler enttarnt worden, eilte Nationalrätin Corina Eichenberger dem Nachrichtenchef zu Hilfe und quasselte: «Der NDB hat uns den Fall damals dargelegt.» Bundesrat Ueli Maurer schwafelte: «Ich habe vom Schweizer Agenten gewusst und den Gesamtbundesrat informiert.» Und Bundesrat Guy Parmelin babbelte: «Der Bundesrat wird sich mit der Sache befassen.»

Die Schweiz ist selbst bei der Spionage ein Sonderfall. In keinem andern Land der Welt würden politische Verantwortungsträger öffentlich über Spione sprechen. Haben sie je einen israelischen Minister gehört, der ausplaudert, seine Regierung habe einen Mossad-Agenten von Argentinien nach Brasilien verlegt? Nicht einmal das Weichei Obama hätte je zugegeben, dass er Merkel abgelascht hat.

Jetzt ist in Deutschland ein Schweizer Spion aufgefliegen. In der Schweiz wühlen deutsche Spione zu Dutzenden. Sie sitzen unauffällig in den Schaltherallen der Banken und notieren deutsche Nummernschilder. Sie betreiben Industriespionage bei Hightechfirmen. Unser Nachrichtendienst, die Bundesanwaltschaft und die Bundeskriminalpolizei hätten im Inland mehr als genug zu tun. Sie müssten die Spione strikt innerhalb des Landeszaunes einsetzen. Meinetwegen unter dem Decknamen «Bruder Klaus».

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Auf Chinas Kommunisten kommt's an

Von Peter Bodenmann — China setzt auf das sich selbst steuernde Elektroauto.



Inzwischen sind die Kekse gegessen: Mode-Auto Tesla.

Das Elektroauto wird sich durchsetzen. Die Zukunft gehört den sich selbst steuernden Fahrzeugen. Das Privateigentum an Autos stirbt weg. Während einiger Jahre ging ich vielen Leserinnen und Lesern der *Weltwoche* mit diesen Thesen auf den Keks. Inzwischen sind die Kekse gegessen. Johann Jungwirth, der Chef-Digitalisierer von Volkswagen, formuliert dies so: «Es gibt drei Achsen der Disruption: den Wandel vom Verbrennungsmotor zum Elektroantrieb, dann den Wandel von uns Menschen als Fahrer hin zum selbstfahrenden Auto und den Wandel vom Besitz zu gemeinsamer Nutzung[...]»

Die chinesischen Kommunisten haben die Diktatur einer Partei errichtet. Dies zwecks Durchsetzung des Kapitalismus. Bestandteil ihrer Politik ist in Sachen Elektromobilität eine Industriepolitik, die sich gewaschen hat. Alle Autokonzerne müssen neu nach der Pfeife Pekings tanzen. Aber auch andere Kapitalisten wintern grüne Morgenluft. General Motors baut zehn Millionen Autos im Jahr. Tesla hundertmal weniger. Trotzdem ist Tesla börsenkapitalisiert mehr wert als GM. Auch weil Elon Musk bereits im Herbst elektrisch angetriebene Trucks liefern will. Sie sollen sich «fahren wie Sportwagen».

Was bedeutet dies für die Schweiz, die angeblich an Überbevölkerung leidet?

Ansage 1: Wir brauchen neu nicht mehr vier Millionen fremde Autos, Busse und Lastwagen, sondern maximal eine Million.

Ansage 2: Von den derzeit zehn Millionen Parkplätzen sind deren acht Millionen überflüssig. Neu gibt das unter dem Strich zu viel Bauland, das folglich billiger werden wird.

Ansage 3: Die Zahl der Unfälle wird um neunzig Prozent zurückgehen – die Zunahme der Gesundheitskosten somit etwas gebremst.

Ansage 4: Wir haben neu nicht zu wenige, sondern zu viele Strassen und Autobahnspuren. Rückbau ist möglich.

Ansage 5: Das Autofahren wird massiv billiger.

Ansage 6: Die SBB müssen, wenn sie überleben wollen, drei Mal mehr Menschen zu gleichen Gesamtkosten wie heute transportieren.

Wir Schweizer können auch auf dem Feld der Verkehrspolitik nicht antizipieren. Im National- und Ständerat setzten sich unsere Verkehrspolitiker nicht ernsthaft mit dieser rosa Zukunft auseinander. Stattdessen wollen die Rechten mehr Strassen bauen und die Rot-Grünen die Autofahrenden plagen. In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts verkauften die Maoisten der KPS/ML ihren *Oktober*. Und stellten allen Vorbeieilenden die Fragen: «Kennst du ihn? Wie findest du ihn? Findest du ihn gut?» Was sollen wir vierzig Jahre später den Maoisten antworten?

Überraschend gut, diese Industriepolitik.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ein Beruf zum Träumen

Von Kurt W. Zimmermann — Alle sagen, Journalismus habe keine Zukunft. Warum zum Teufel wollen dann alle Journalisten werden?

Es war eine Hausmitteilung, und sie ging letzte Woche auch an die tausend Journalisten des Hauses. Die Hausmitteilung tönte recht harmlos: «Tamedia prüft verschiedene Szenarien für Zeitungredaktionen.»

Nun sind die Journalisten des Medienhauses Tamedia inzwischen erfahren darin, harmlose Hausmitteilungen in Klartext zu übersetzen. In diesem Fall war die Übersetzung einfach: «Tamedia baut auf den Zeitungredaktionen Stellen ab. Es wird noch gerechnet, wie viele.»

Ich schätze mal, es werden gegen hundert redaktionelle Stellen sein, die in näherer Zukunft wegfallen. Man baut ab, indem man aus Redaktionsstrukturen Konzernstrukturen macht. Journalistische Ressorts und Inhalte, aber auch Dienstleistungen wie Grafik und Korrektorat werden zentralisiert und künftig nicht mehr von den einzelnen Titeln separat bespielt.

In den letzten zehn Jahren hat Tamedia bereits 350 journalistische Arbeitsplätze auf den Printredaktionen gestrichen. Das Bild ist aber nur vollständig, wenn man weiss, dass das Haus zugleich 150 neue Journalisten für die Online-Newsrooms eingestellt hat.

Tamedia ist zwar Schweizermeister im journalistischen Personalabbau, aber keine Ausnahme. Auch Ringier, etwa im Blick-Verbund, die AZ Medien und die NZZ-Gruppe, die allerdings in deutlich geringerem Ausmass, streichen Stellen.

Ergänzt wird das kommerzielle Bild der Düsternis durch die kulturelle Düsternis. Die klassische Medienbranche schrumpft nicht nur bei der Kopffzahl, sondern ebenso beim Renommee. Nur noch 27 Prozent der Bevölkerung vertrauen laut Umfragen dem Berufsstand der Journalisten. Tröstlich ist immerhin, dass es bei den Politikern gar nur 19 Prozent sind.

Und jetzt kommt der Überraschungseffekt in diesem bisher langweiligen Text: Noch nie war der Beruf des Journalisten so attraktiv wie heute.

Allein an den Hochschulen der Deutschschweiz haben sich derzeit 2500 Studenten im Fachbereich von Medien und Kommunikation eingeschrieben. Die Medien-Fakultä-



Viele Freiheiten: Journalismus-Studenten.

ten, so stöhnen die Universitäten, würden völlig überrannt. Allein die Uni Zürich zählt 1100 Publizistik-Studenten, selbst im ländlichen Freiburg sind es noch 450.

Wenn die Ringier-Journalistenschule jeweils ihren Ausbildungsgang ausschreibt, bewerben sich über zweihundert Möchtegern-Journalisten, viele davon schon mit Hochschulabschluss in Publizistik. Zwanzig werden aufgenommen. Die MAZ-Journalistenschule in Luzern meldet ebenfalls einen neuen Rekord. Über tausend Kursteilnehmer zählte sie im letzten Jahr.

Die Faszination ist zu erklären. Journalismus fällt immer noch ins Klischee der Traumberufe. Traumberufe sind dadurch definiert, dass sie von jungen Leuten gezielt angestrebt werden. Kaum jemand will Sachbearbeiter einer Schadensversicherung werden, aber Tausende werden es dann trotzdem. Im Journalismus ist es eher umgekehrt.

Das Klischee des Traumberufs ist begründet. Es hat mit dem hohen Freiheitsgrad und den eher geringen Anforderungen dieser Arbeit zu tun.

Tatsächlich ist Journalismus auch heute noch weit von üblichen Stressjobs entfernt. Man kommt Mitte Morgen auf die Redaktion, albert im Büro ein bisschen herum (das nennt man Themenfindung), telefoniert ein bisschen herum (das nennt man Recherche), palavert ein bisschen herum (das nennt man Qualitätssicherung) und schreibt dann ein paar tausend Anschläge (das nennt man Publizistik). Das war's dann.

Das war's dann. Ich bin inzwischen auch bei 3500 Anschlägen angelangt. Ich verabschiede mich darum für heute aus dem Traumberuf.

Schulz im Pech

Von Henryk M. Broder — Schnee von gestern.

Jeder ist seines Glückes Schmied.» – «Glück und Glas, wie leicht bricht das.» – «Das Glück gleicht dem Balle, es steigt zum Falle.» Nichts ist so wahr wie ein deutsches Sprichwort.



Martin Schulz, bis Anfang dieses Jahres noch Präsident des Europaparlaments, twitterte am 29. Januar um genau 12 Uhr mittags: «Ein irres Gefühl. Gerade bin ich vom Vorstand meiner Partei zum Kanzlerkandidaten nominiert worden. Ich bin demütig und dankbar.» Sieben Wochen später, am 19. März, wurde Schulz auf einem Sonderparteitag der SPD zum neuen Vorsitzenden gewählt, mit 605 von 605 abgegebenen gültigen Stimmen, also einstimmig. Schulz war überglücklich, seine Parteifreunde waren es auch. Über Nacht stiegen die Umfragewerte der SPD in nie zuvor erlebte Höhen, plötzlich lagen die Sozialdemokraten und ihr Kanzlerkandidat weit vor der Union und Angela Merkel. Und plötzlich sah es aus, als könnte der Rheinländer es schaffen, der Ossi-Frau die Wiederwahl in das Kanzleramt zu vernageln. Aber: «Der Schnee von gestern ist der Matsch von morgen.»

Bei den Landtagswahlen im Saarland am 26. März wurde die CDU stärkste Partei, weit vor der SPD, der es offenbar nichts genützt hatte, dass Martin Schulz sich im Wahlkampf als «halber Saarländer» geoutet hatte. Der Sieg der CDU sei den lokalen Umständen im Saarland geschuldet, trösteten sich die Sozialdemokraten und schickten Schulz zum nächsten Fronteinsatz, nach Schleswig-Holstein, wo letzten Sonntag der Landtag gewählt wurde. Bis zuletzt wurde ein «Kopf-an-Kopf-Rennen» vorhergesagt. Es kam anders: 32 Prozent für die CDU, 27 Prozent für die regierende SPD, wobei es die Sozialdemokraten besonders schmerzte, dass ihr Spitzenmann, ein alter Polit-Profi, gegen einen weitgehend unbekanntem CDU-Jungmann den Kürzeren ziehen musste. Die SPD-Generalsekretärin sprach von einem «hausgemachten Ergebnis», völlig losgelöst von der SPD-Politik in Berlin.

Kommenden Sonntag wird in Nordrhein-Westfalen gewählt, dem bevölkerungsreichsten Bundesland. Die Wahl gilt als Testlauf für die Bundestagswahl im September. Schulz steht Ministerpräsidentin Hannelore Kraft als Wahlhelfer zur Seite. Noch drei Tage, dann wissen wir, ob sich auch das Sprichwort «Hochmut kommt vor dem Fall» bewahrheitet.



Sonderermächtigung: Staatsanwalt Bulletti.



Direkter Zugang zum Kanzleramt: deutscher Agent Werner Mauss.

Bulletti in der Mauss-Falle

Über einen Agent provocateur brachte der deutsche Agent Werner Mauss den Schweizer Spion Daniel M. zur Strecke. Die Bundesanwaltschaft spielte bei der Intrige bereitwillig mit – obwohl sie die Spionage-Aktion gegen deutsche Steuerfahnder selber in Auftrag gegeben hatte. *Von Alex Baur*

Carlo Bulletti, Leitender Staatsanwalt des Bundes, erkannte offenbar schnell, dass sich aus dem Fall politische Implikationen ergeben würden. Scheinbar unverhofft war das Dossier mit den heimlichen Ton- und Bildaufnahmen am 15. Januar 2015 auf seinem Pult gelandet. Noch am gleichen Tag ersuchte Bulletti beim Bundesrat um eine Sonderermächtigung zur Ermittlung. Das ist nur nötig, wenn von einem «politischen Delikt» auszugehen ist – in Fällen also, bei denen die Staatsräson über dem Recht stehen könnte. Am 29. Januar 2015 erteilte Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) dem Bundesanwalt grünes Licht.

Ein Spion packt aus

Nun ging es schnell. Mit Hilfe des Lockvogels Wilhelm Dietl, eines Journalisten und langjährigen Mitarbeiters des Deutschen Bundesnachrichtendienstes (BND), baute Bulletti am 2. Februar eine Falle auf. Abgemacht war, dass Daniel M., Detektiv und Mitarbeiter des Schweizer Nachrichtendienstes (NDB), Dietl in einem Zürcher Hotel gestohlene Bankdaten übergeben sollte. Doch anstelle des deutschen Schlapphutes warteten Beamten der Bundeskriminalpolizei mit Handschellen auf den Schweizer.

War Daniel M. ein Doppelagent? Klar ist: Zuvor hatte der Mann im Auftrag des NDB deutsche Steuerfahnder ausgespäht, die in der Schweiz gestohlene Bankdaten kauften – und

nun verkaufte er selber gestohlene Bankdaten an die Deutschen.

Daniel M. zeigte sich erstaunlich gesprächig. Bereits in einer der ersten Einvernahmen legte er gegenüber der Bundesanwaltschaft seine Rolle beim NDB offen. Bullettis Erstaunen dürfte sich allerdings in Grenzen gehalten haben. Immerhin war es die Bundesanwaltschaft selber, welche die Ermittlungen gegen die deutschen Steuerfahnder beim NDB in Auftrag gegeben hatte. Daniel M. warnte Bulletti allerdings eindringlich: «Ich betrachte Sie als Amtsgeheimnisträger, der mit diesen Daten umgehen kann.» Was er hier preisgebe, müsse unbedingt geheim bleiben.

Die Warnung war berechtigt, wie sich zeigen sollte, aber nutzlos. Die detaillierten Aussagen von Daniel M. gegenüber der Bundesanwaltschaft zu seiner Geheimmission gegen die Steuerfahnder fanden den Weg nach Deutschland – und sie führten kürzlich zur Verhaftung desselben Daniel M. in Frankfurt. Die Schweiz lieferte damit ihren eigenen Mann ans Messer. Wie ist das nur möglich?

Die Antwort findet sich, allerdings gut versteckt, in den Verfahrensakten der Bundesanwaltschaft, die der *Weltwoche* vorliegen. Daniel M. gab damals unumwunden zu, Wilhelm Dietl Bankdaten verkauft zu haben. Allerdings handelte es sich dabei fast ausschliesslich um Daten aus dem Ausland, die ihm ein israeli-

scher Nachrichtendienstler geliefert hatte. Der Handel mit ausländischen Daten ist in der Schweiz kaum strafbar. Vor allem aber waren diese Daten gefälscht, also wertlos.

Auch aus seinen Motiven machte Daniel M. keinen Hehl. Zum einen war es das Geld. Zum andern erhoffte er sich Informationen über die Datenkäufer in Deutschland, die er wiederum an den NDB hätte verkaufen können. Das ist nichts Weltbewegendes im internationalen Geschäft von Spionage und Gegenspionage. Am Ende geht es immer ums Geld, Moral und Ethik scheinen in dieser Geschichte keinen

Bundesanwalt unter Druck

Auch der Bundesrat hat sich mit der Spionageaffäre beschäftigt. Verteidigungsminister Guy Parmelin präsentierte am Mittwoch dem Bundesrat eine als geheim klassifizierte Informationsnotiz.

Gemäss gutunterrichteten Kreisen richtet sich die Kritik darin gegen Bundesanwalt Michael Lauber. Der Bundesanwalt werde sich gegenüber dem Bundesrat erklären müssen, weshalb er den deutschen Behörden Informationen zum Einsatz von Daniel M. übermittelt habe. (*hmo*)

Platz zu haben. Nach einem Monat U-Haft kam Daniel M. wieder auf freien Fuss.

Daniel M. warnte Bulletti allerdings bereits in seiner ersten Einvernahme davor, dass die deutschen Datenkäufer ganz anderes im Schilde führten, als die Schweiz im Kampf gegen Datendiebe zu unterstützen. Wie recht er mit dem Verdacht hatte, kam im Zuge des schlep-penden Verfahrens peu à peu ans Tageslicht. Damit wurde es allerdings auch für Staats-anwalt Bulletti zusehends ungemütlich.

Sie tauchen fast in jedem Skandal auf

In Tat und Wahrheit hatten die deutschen Käufer der gestohlenen Daten Bulletti insgeheim schon viel früher eingeweiht und damit auf ihre Seite gezogen. Doch das wurde erst ein halbes Jahr später im Verlauf des Verfahrens gegen Daniel M. klar. Über den Sicherheitsdienst der UBS hatten die Deutschen die Bundesanwaltschaft laufend über die Datengeschäfte mit Daniel M. informiert. Via UBS leiteten sie auch heimliche und damit illegale Ton- und Bildaufzeichnungen an ihn weiter, die Bulletti selber höchstens mit richterlicher Einwilligung hätte veranlassen können. Bulletti muss zumindest den Verdacht geschöpft habe, dass der Journalisten-Spion Wilhelm Dietl in Wahrheit ein klassischer Agent provocateur war, ein Lockvogel also. Trotzdem liess er ihn gewähren.

Im Rückblick lässt sich aus den Akten der Bundesanwaltschaft ein Krimi herausdestillieren, der so abwegig erscheint, dass ihn kaum ein Autor von Ruf zu erfinden gewagt hätte. Die Geschichte dreht sich um drei in der deutschen Öffentlichkeit hinlänglich bekannte vormalige deutsche BND-Agenten: Werner Mauss, Wilhelm Dietl und Uwe Müller. Die drei Schlapphüte haben vor allem eines gemeinsam: Offiziell wurden sie vom deutschen Geheimdienst längst ausrangiert, doch irgendwie können sie vom Nachrichtenbusiness nicht lassen. Als Journalisten, Informanten oder Detektive tauchten sie in fast jedem Skandal irgendwo auf, der Deutschland in den letzten Jahrzehnten erschütterte hat.

Im Zentrum steht der sagenumwobene, mittlerweile 77-jährige Werner Mauss – ein gelernter Bauer, Staubsaugerverkäufer und Hafenarbeiter, der es unter Helmut Kohl bis zum engen Vertrauten des Geheimdienstchefs mit direktem Zugang zum Kanzleramt in Bonn gebracht hatte. Mauss schnüffelte im Seveso-Skandal herum und fahndete nach RAF-Terroristen, er verhandelte mit Geiselnehmern und korrupten Potentaten. Zwischendurch sass er auch mal im kolumbianischen Medellín neun Monate lang in Untersuchungshaft. Meistens war nicht so klar, für wen der Tausendsassa arbeitete, der gemäss Wikipedia über ein halbes Dutzend zum Teil echte Identitäten verfügt.

2012 brachten deutsche Steuerfahnder den vermeintlich Unverletzlichen allerdings arg in die Bredouille: Dank einer gestohlenen Da-

ten-CD aus der Schweiz stiessen sie auf mehr als 50 Millionen Euro, die Mauss beim Ableger der UBS in Luxemburg steuerfrei versteckt haben soll. In einem Prozess, der zurzeit in Bochum anhängig ist, fordert der deutsche Staat 16 Millionen Euro Nach- und Strafsteuern ein. Mauss macht geltend, das Geld gehöre ihm gar nicht. Er verwalte es bloss für eine ominöse internationale Geheimdienstorganisation.

Im Juni 2014 brachte Uwe Müller den NDB-Spion Daniel M. mit Wilhelm Dietl zusammen. Den Deutschen war zu Ohren gekommen, dass der Schweizer Zugang zu ge-

Ein Krimi, der so abwegig erscheint, dass ihn kaum ein Autor von Ruf zu erfinden gewagt hätte.

stohlenen Bankdaten habe. Daniel M. hatte seinen Auftrag gegen die deutschen Steuerfahnder soeben erfolgreich beendet, eine neue Verdienstquelle kam ihm sehr gelegen. Tatsächlich kannte er einen israelischen Ex-Geheimdienstler, der Bankdaten aus aller Welt feilbot. Dietl war sofort bereit, zu zahlen.

Bei verschiedenen Treffen verkaufte Daniel M. dem Deutschen im Herbst 2014 in mehreren Tranchen Hunderte von Datensätzen, die



Zugang zu gestohlenen Daten: Spion Daniel M.

in erster Linie deutsche Kunden der russischen Gazprom-Bank betrafen. Insgesamt kassierte der Schweizer rund 130 000 Euro, von denen er 100 000 Euro nach Israel überwies – per Bank, gegen Quittung, deklariert als «due diligence research study».

Gemäss eigenen Angaben wusste Daniel M. nicht, dass die Daten gefälscht waren. Was er mit Sicherheit nicht wusste: Hinter dem Käufer Dietl stand Werner Mauss. Und dieser wiederum hatte den Rechtsdienst UBS von allem Anfang an über seine Datenkäufe informiert. Mauss machte den UBS-Leuten weis, Daniel M. habe Zugang zum internationalen Zahlungssystem Swift, was ihm weltweit Einsicht in Banktransaktionen erlaube. Das war frei erfunden, aber es weckte das Interesse der UBS-Sicherheitsspezialisten.

Die UBS-Leute wiederum weihten spätes-tens im Oktober 2014 – mit Wissen von Werner

Mauss notabene – Staatsanwalt Carlo Bulletti ein. Der Kreis schloss sich damit. Auch wenn Bulletti viel Wert darauf legte, bloss informiert, aber nicht involviert zu werden.

Die Datengeschäfte mit Daniel M. waren zu diesem Zeitpunkt bereits im Gange. Und es war auch längst klar, dass seine Daten gefälscht waren. Warum hat Mauss trotzdem weiter bezahlt? «Ich habe die Sache im öffentlichen Interesse aufgegriffen», gab er ein Jahr später zu Protokoll, als Bulletti sich endlich bequemte, ihn zu befragen. «Es ging darum, mitzuhelfen, die als Gefahr für den Finanzplatz Schweiz verstandenen Machenschaften aufzudecken und die Täter zu überführen.» Es klingt zwar rührend, wenn sich ein deutscher Spion um das Wohl der Schweiz sorgt – aber nicht eben glaubhaft. Schon etwas wahrscheinlicher mutet die andere Erklärung von Mauss an: Er habe gehofft, die gestohlenen Daten der UBS zu verkaufen. Noch plausibler wäre, dass sich Mauss etwas Schützenhilfe von Seiten der UBS im erwähnten Bochumer Steuerverfahren versprach.

Ging die Rechnung auf?

Daniel M. hat aber eine ganz andere Erklärung: Das Ganze war von Anfang an eine raffiniert inszenierte Intrige. Warum hatten Mauss und seine Gehilfen sämtliche Treffen, Geld- und Datenübergaben mit derart grossem Aufwand heimlich aufgezeichnet? Warum bezahlte Mauss Zehntausende von Euro für Daten, von denen er wusste, dass sie falsch waren? Das alles ergibt einfach keinen Sinn, wenn die Deutschen wirklich an gestohlenen Daten interessiert waren. Dass sie sich dabei selber strafbar machten, schien ebenfalls niemanden zu stören – weder die UBS-Leute noch die Bundesanwaltschaft, die tatenlos zuschauten. Sogar die Falle, welche im Februar 2015 schliesslich zur Verhaftung von Daniel M. führte, hatte Mauss ausgeheckt.

Wenn es sein Ziel war, den Schweizer Spion Daniel M. zu demontieren, dann ist die Rechnung für Mauss voll aufgegangen. Bulletti spielte sogar weiter mit, nachdem die Affäre aufgefliegen war. Um sich abzusichern, eröffnete er – allerdings reichlich spät – auch eine Strafuntersuchung gegen Mauss und Dietl. Damit verschaffte er den beiden Deutschen als Mitbeschuldigten einen direkten Zugang zu den gesamten Verfahrensakten. Obwohl der Staatsraison nicht grundsätzlich abgeneigt, hielt es Bulletti offenbar nicht für opportun, die Aussagen von Daniel M. über seine Tätigkeit für den Schweizer Nachrichtendienst einzuschwärzen. Vielleicht hat er es auch schlicht vergessen.

Mauss liess sich nicht zweimal bitten. Der vermeintliche Retter des Finanzplatzes Schweiz setzte die Akten der Bundesanwaltschaft umgehend in seinem Steuerverfahren beim Gericht in Bochum ein. Dieses leitete die Akten an den Bundesgerichtshof in Karlsruhe weiter, der Daniel M. Ende März wegen Spionage verhaften liess. ○

Mit aller Macht

Der Bundesrat und die Verwaltung hebeln mit Verordnungen das Parlament aus. Der Regulierungsdschungel wuchert. Bürgerliche Politiker sind entsetzt.

Von Hubert Mooser

Die Beratung zum Berufsbildungsgesetz war ein harter Brocken. Besonders die Beiträge an Vorbereitungskurse zu eidgenössischen Prüfungen sorgten für ein Hin und Her zwischen dem dafür zuständigen Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) und dem Parlament, wie sich der Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes, Hans-Ulrich Bigler, erinnert.

Der Hintergrund: Ab 2018 sollen die Teilnehmer von Vorbereitungskursen Beiträge des Bundes erhalten, denn Weiterbildung ist ein teurer Spass. «Der Lehrgang zur Schreinermeisterprüfung kostet gegen 40 000 Franken», weiss Bigler. Geld gibt es jedoch erst, wenn die Schlussprüfung absolviert ist. Das Parlament wollte aber, dass bei Härtefällen auch eine Vorfinanzierung möglich sei.

Laut Bigler wurde bei der Beratung im Parlament ausdrücklich präzisiert, dass man sich bei einer Vorfinanzierung besagter Kurse nicht auf die direkte Bundessteuer abstützen solle – dies nur schon wegen der Gleichbehandlung. Bei allen anderen Kursen geschehe dies auch nicht. Aber in der neuen Berufsbildungsverordnung verlangen jetzt Bundesrat Schneider-Ammanns Bildungsbeamte – entgegen den Beteuerungen des Bundesrates im Parlament, auf Steuererklärungen verzichten zu wollen – trotzdem, dass bei einer Vorfinanzierung als Kriterium für den Beitrag die Bundessteuer gelten solle. Der Nachweis könne so unbürokratisch erbracht werden, argumentiert SBFI-Informationsschef Martin Fischer.

«Gefährliche Entwicklung»

Darüber ist Gewerbebandsdirektor Bigler nicht erfreut. Die Verwaltung beschliesse auf dem Verordnungsweg, was sie wolle, kritisiert er. Ändern könne man daran meistens nichts mehr, weil Verordnungen in der Kompetenz des Bundesrates lägen. Dies sei eine gefährliche Entwicklung, findet der für die FDP im Nationalrat sitzende Bigler. Die gesetzgebende Instanz werde so gezielt ausgehebelt.

Die Aufgabe der Landesregierung ist es, die Gesetze umzusetzen, welche das Parlament beschlossen hat. Aber inzwischen gebärden sich Bundesrat und Verwaltung immer häufiger als Behörde, die Gesetze via Verordnungen so zurechtbiegt, wie es ihr gerade geboten scheint. «Sobald wir im Gesetzgebungsprozess etwas Spielraum offenlassen, fängt die Verwaltung mit Überregulierung an», sagt



Zurechtbiegen von Gesetzen: Bundesrat beim Ordnen und Verordnen.

Felix Müri, SVP-Nationalrat und Präsident der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur (WBK). Dahinter stünden keine bösen Absichten, meint FDP-Fraktionschef Ignazio Cassis. Eine wachsende Armada von Staatsfunktionären wolle sich gegen jedes Risiko wappnen und versuche deshalb, jedes Detail zu regeln. Dies stehe aber in scharfem Kontrast zur Schweizer Tradition, möglichst einfache Gesetze zu erlassen, die jeder Bürger verstehe.

Berset ging besonders weit

Es kommt auch immer häufiger zu Zusammenstössen zwischen Parlament und Bundesrat wegen der Regulierungswut des Verwaltungsapparates. Bei der Verordnung zur Überwachung des Post- und Fernmeldeverkehrs (Büpf) würden Bundesrätin Simonetta Sommaruga und die Chefin des Bundesamts für Polizei, Nicoletta della Valle, endgültig gläserne Bürger schaffen, monierte die *Basler Zeitung*. Offiziell gehe es um die Verfolgung von schwerstkriminellen und Terroristen. In Tat und Wahrheit träfen die neuen Ausführungsbestimmungen zum Büpf aber alle Konsumenten. Der Bund will nämlich künftig genau

wissen, wer sich wann und wo im Internet aufhält. Die Verordnung, wie sie jetzt vorliegt, bedeutet das Ende des freien Internetzuganges über ein öffentliches Netzwerk (WLAN) in Restaurants, Hotels oder anderen Lokalitäten. Eine solche Überwachung wollte das Parlament nicht. Sommarugas Sprecherin Agnès Schenker sagt dazu, der Bundesrat sei der Meinung, die Verordnung konkretisiere die gesetzliche Grundlage.

Auch bei der Ausführungsverordnung zum neuen Nachrichtendienstgesetz aus dem Verteidigungsdepartement von Guy Parmelin



Hans-Ulrich Bigler (FDP) nervt sich.

ging die Verwaltung weiter als vom Parlament gewünscht. So will der Bundesrat dem Nachrichtendienst (NDB) erlauben, ausländische Geheimdienste mit Informationsbeschaffungen in der Schweiz zu beauftragen. «Das war nie die Absicht des Gesetzgebers», kritisierte CVP-Nationalrätin Ida Glanzmann gegenüber dem Schweizer Fernsehen.

Besonders weit gingen auch Bundesrat Alain Berset und sein Bundesamt für Gesundheit (BAG) bei der Verordnung zum neuen Krankenaufsichtsgesetz. Das Gesetz soll die Krankenversicherer einer intensiveren Kontrolle unterwerfen. Das Gesetz wurde im Parlament zuerst bekämpft, etwa von der FDP-Sozialpolitikerin Christine Egerszegi. Sie warnte vor einer Überregulierung. Trotzdem stimmte das Parlament dem Gesetz zu – man wollte damit der linken Initiative für eine Einheitskasse den Wind aus den Segeln nehmen.

Böses Erwachen

Als das BAG die Verordnung vorlegte, kam das böse Erwachen. Alle schrien auf, zuerst die Krankenversicherer und ihre Lobbyvertreter im Parlament. Die Verordnung degradierte die Krankenversicherungen zu Vollzugsorganen des BAG. Der Basler SVP-Nationalrat Sebastian Frehner verlangte in einer Motion, man solle die Inkraftsetzung der Vorlage wegen der vom Bundesrat geplanten Überregulierung sistieren. Die Ausführungsbestimmungen ignorierten in zentralen Punkten den Willen des Gesetzgebers, schrieb Frehner. Und: Personalentscheide der Krankenkassen drohten künftig am Veto aus Bern zu scheitern.

Ausgeprägt ist der Hang zur Überregulierung auch bei der Finanzmarktaufsichtsbehörde (Finma). Sie erlässt in Eigenregie immer mehr Richtlinien, welche beispielsweise die Krankenversicherer bei der Ausgestaltung der privaten Zusatzversicherung fast schon strangulieren. Das Parlament kann dazu nur ja und amen sagen. «Wir sehen uns gezwungen, ein Gesetz zu machen, um diesem ungunstigen Trend bei der Finma entgegenzuwirken», kündigt Cassis an.

Das Misstrauen des Parlaments gegenüber der Verwaltung ist gross. Die Gesundheitskommission des Ständerates will künftig zu jeder Verordnung konsultiert werden, wie FDP-Ständerat Joachim Eder gegenüber der *Weltwoche* erklärte. Das Verhalten von Bundesrat und Verwaltung bei der Ausarbeitung der Verordnungen zwingt das Parlament, bei der Gesetzgebung noch mehr ins Detail zu gehen, sagt WBK-Präsident Müri. Auch beim eingangs erwähnten Berufsbildungsgesetz ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Die Vernehmlassung werde Hinweise liefern, ob die vom Bundesrat vorgeschlagene Lösung Akzeptanz finde oder nicht, stellt der Sprecher des SBF in Aussicht. Das ist wenig hilfreich. Der Schaden ist schon angerichtet. ○

Rhetorik

Linksliberale Gutmenschen

Angestrengt warnt die Schweizer Linke vor neoliberalen und faschistoiden Antidemokraten. Das ist marktschreierischer Linkspopulismus.

Schleichend werden in der Schweiz verbale Ungeheuerlichkeiten salonfähig. Wer nicht links tickt, wird als rechtspopulistisch etikettiert. Wer marktwirtschaftliche Lösungen vor Staatsinterventionismus stellt, ist ein neoliberaler Unmensch. Die Mitglieder der wählerstärksten Partei werden kollektiv unter Faschismusverdacht gestellt.

Der Griff zur Nazikeule hat leider Konjunktur. SP-Präsident Christian Levrat ortete bei der SVP schon verschiedentlich «faschistoide Tendenzen». Spätestens seit der Wahl Donald Trumps steht hierzulande für linke Überzeugungstäter fest: Die Schweiz muss vor der neofaschistischen Sturmflut gerettet werden.

Die fortwährenden Versuche, den Gegner mittels böswilliger Zweihänder-Rhetorik zu diffamieren, entspringen ganz und gar nicht liberalem Denken. Die freiheitliche Debattenkultur umfasst auch den Respekt vor Andersdenkenden. Selbstredend endet die freie Meinungsäusserung dort, wo demokratische und rechtsstaatliche Spielregeln missachtet werden, wo die Menschenwürde mit Füßen getreten wird, wo Gewalt regiert.

Wenn also beispielsweise am 1. Mai die Konterfeis menschenverachtender Diktatoren (Lenin, Stalin, Mao) durch Zürichs Strassen getragen werden, so müssten sich die linken Kundgebungsorganisatoren zwingend abgrenzen. Das geschah nicht. Wenn gleichentags das türkische Konsulat von gewaltbereiten Randalierern attackiert wird, hat das mit Demokratie nichts zu tun. Trotzdem meinte Unia-Gewerkschafter Corrado Pardini hierzu im Zwiegespräch mit TV-Talker Roger Schwinski: «Ich kann nachvollziehen, dass es Frust gibt, wenn man sieht, wie in der Türkei mit der Demokratie umgegangen wird.»

Es ist stossend, dass der linke Politiker Pardini vor einem fiktiven Neofaschismus warnt und gleichzeitig reale Gewalttaten verniedlicht. Wenigstens muss man ihm zugutehalten, dass er sich nicht in ein liberales Deckmänn-

telchen hüllt. Pardini steht links. Den SP-Ständeräten Daniel Jositsch und Pascale Bruderer, die sich als sozialliberale Reformer betrachten, hält der Gewerkschafter entgegen: «Wir Sozialdemokraten wollen keine verwässerte Politik. Man kann nicht neoliberale Politik mit sozialer Politik verbinden. Wir müssen fundamental gegen die Widersprüche des Kapitalismus ankämpfen.»

Unter Verdacht

Das ist eine zutiefst antiliberalen Programmatik, wie sie von den Sozialdemokraten propagiert und von den Jungsozialisten schrill überzeichnet wird. Als liberaler Überzeugungstäter rufe ich ihnen zu: «Propagiert meiner wegen eure sozialistischen Rezepte. Aber hört auf, die auf Marktwirtschaft und Eigenverantwortung setzende Konkurrenz pauschal als populistisch, antidemokratisch und faschistoid zu diffamieren!»

Der Diskurs wird leider von hiesigen Medienschaffenden ziemlich unreflektiert begleitet. Philipp Löpfle, gewesener Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*, diagnostiziert hierzulande einen grassierenden «Wohl-

stands-Faschismus». Res Strehle, der gleichenorts bis vor kurzem das Zepter führte, versammelt Historiker (Jakob Tanner, Carlo Moos) und Philosophen (Carlo Strenger, Georg Kohler) ums Lagerfeuer jener Mahner, welche die Schweiz unter Faschismusverdacht stellen.

Merke: Wer zu den Gutmenschen gehören will, identifiziert sich dadurch, dass er oder sie die liberale und konservative Konkurrenz mit dem unsäglichen Vorwurf des latent faschistoiden Rechtspopulismus eindeckt. Gleichzeitig apostrophieren sich linke Medienschaffende allzu gerne als quasiliberale Begleitmusikanten. Die Zürcher Nationalrätin Min Li Marti, Herausgeberin der ganz und gar nicht liberalen Zürcher SP-Zeitung *P.S.*, lamentiert: «Das Brot für linksliberale Medien ist hart.» Das ist rosarot eingefärbter Linkspopulismus. René Zeller



Gewerkschafter Pardini.

«Wir Sozialdemokraten wollen keine verwässerte Politik.»



«Abtreibung ist für manche von ihnen die übliche Art der Verhütung.»

Kultur des Abtreibens

Ausländerinnen treiben doppelt so häufig ab wie Schweizerinnen. Die Krankenkassen zahlen. Bei den Afrikanerinnen sind es sogar achtmal mehr Schwangerschaftsabbrüche. Das liege an fehlender Aufklärung und am tiefen Einkommen dieser Frauen, heisst es. Wirklich? Von Alex Reichmuth

In der Schweiz wird so wenig abgetrieben wie kaum anderswo in Europa. Jährlich entscheiden sich gut sechs von tausend Frauen im gebärfähigen Alter zum Schwangerschaftsabbruch. Das ist etwas weniger als in Deutschland, wo rund sieben von tausend Frauen abtreiben. In Italien sind es zehn Frauen und in Frankreich achtzehn. Insgesamt liegt die Abbruchrate in Westeuropa ebenfalls bei achtzehn. In Osteuropa hingegen treiben 42 von tausend Frauen ab.

Gemäss der Fristenlösung ist eine Abtreibung in der Schweiz bis zur zwölften Schwangerschaftswoche immer straflos. Später ist ein Abbruch nur dann zulässig, falls der Schwangeren eine schwere körperliche Schädigung oder eine schwere seelische Notlage droht und dies von einem Arzt bestätigt wird.

Pille und Kondom fehlen oft

Auch innerhalb der Schweiz variiert die Zahl der Abbrüche stark. So treiben Frauen im Kanton Genf rund neunmal häufiger ab als solche in Appenzell. Grosse Unterschiede zeigen sich auch bezüglich der Herkunft. Von den Frauen mit Schweizer Pass treiben jährlich nur 4,4 von tausend ab. Bei den Ausländerinnen (mit festem Wohnsitz in der Schweiz) sind es mit 9,6 Frauen mehr als doppelt so viele. Überwiegend handelt es sich um Frauen, die schon lange in der Schweiz sind: 53 Prozent leben seit Geburt oder mindestens fünf Jahren hier. Nur

7 Prozent sind seit weniger als einem Jahr vor dem Abbruch angekommen.

Ausländerinnen sind nicht gleich Ausländerinnen: Bei den Frauen, die aus einem Nachbarland der Schweiz kommen, ist die Abbruchrate mit 5,4 kaum höher als bei Schweizerinnen. Unter Frauen aus Ex-Jugoslawien liegt sie aber bei zehn, unter solchen aus dem Nahen und Mittleren Osten bei vierzehn und unter Lateinamerikanerinnen bei fünfzehn. Am höchsten ist die Rate bei Afrikanerinnen in der Schweiz: Jährlich treiben 35 von tausend Afrikanerinnen ab. Menschen aus Afrika haben mit 4,6 Prozent (2015) einen beträchtlichen Anteil an der Gesamtbevölkerung.

Warum beenden Ausländerinnen und vor allem Afrikanerinnen viel häufiger eine Schwangerschaft als Schweizerinnen? Fragt man nach, bekommt man rasch gesagt, Ausländerinnen seien schlechter aufgeklärt und hätten erschwerten Zugang zu Verhütungsmitteln. «Vereinfacht gesagt, haben viele Migrantinnen durch Sprachschwierigkeiten einen weniger guten Zugang zu Informationen und Verhütung», meinte etwa Barbara Berger, Geschäftsleiterin Sexuelle Gesundheit Schweiz, zu *20 Minuten*. Dass bei Ausländerinnen oft Pille und Kondom fehlten beim Sex, habe auch finanzielle Gründe, sagt eine Gynäkologin zur *Weltwoche*: Die Krankenkasse bezahle Verhütungsmittel nicht, komme aber

für die Kosten von Schwangerschaftsabbrüchen auf. In der Tat sind viele unerwünschte Schwangerschaften die Folge mangelnder Verhütung – bei Ausländerinnen wie bei Schweizerinnen: 40 Prozent aller Frauen, die abtreiben, haben nicht verhütet. Weitere 8 Prozent haben auf unzuverlässige Methoden (Coitus interruptus, Kalendermethode etc.) vertraut. Fehlende Verhütung muss aber nicht bedeuten, dass die Sexpartner nicht verhüten konnten. Es kann auch sein, dass sie nicht verhüten wollten.

Angst um Aufenthaltsbewilligung

Bei der hohen Abbruchrate unter Ausländerinnen in der Schweiz wird weiter argumentiert, es würden Äpfel mit Birnen verglichen. Denn nicht die Herkunft von Frauen sei entscheidend, sondern ihr Bildungsstand und ihr Einkommen. Konkret gehörten Ausländerinnen in der Schweiz – und speziell Afrikanerinnen – überdurchschnittlich oft zur Unterschicht. Das lässt sich nicht einfach von der Hand weisen: Ein Drittel aller Frauen, die in der Schweiz abtreiben, haben nach der obligatorischen Schulzeit weder eine Lehre noch eine weiterführende Schule abgeschlossen – weit mehr, als ihr Anteil an der Bevölkerung ist.

Hinzu komme, so ein weiteres Argument, dass der Aufenthaltsstatus von Ausländerinnen oft von ihrer wirtschaftlichen Situation

abhängen. Wer auf Sozialhilfe angewiesen sei, verliere unter Umständen das Recht, in der Schweiz zu leben. «Die Angst, dass die Aufenthaltbewilligung nicht verlängert wird, ist bei Ausländerinnen oft der Grund, sich gegen ein Kind zu entscheiden», sagt eine Hebamme. Denn ein Kind mehr zu versorgen, sei eine zusätzliche finanzielle Last.

Mit schlechter Ausbildung, schlechtem Einkommen und schlechter Aufklärung alleine lassen sich die vielen Schwangerschaftsabbrüche von Ausländerinnen in der Schweiz aber nicht erklären. Davon sind viele Ärzte, Hebammen und Statistiker überzeugt. Wichtig seien auch «kulturelle Gründe». Gemeint sind andere Gepflogenheiten, fremdländische Traditionen und unterschiedliche Moralvorstellungen. Die sehr hohen Abbruchraten unter Russinnen, Ukrainerinnen und anderen Osteuropäerinnen etwa hätten damit zu tun, dass viele dieser Frauen scheinbar wenig Skrupel hätten. «Abtreibung ist für manche von ihnen die übliche Form der Verhütung», sagt ein Arzt. Er kenne Osteuropäerinnen, die schon vier-, fünf- oder sechsmal abgetrieben hätten – aber weiterhin auf die Pille piffen. Möglicherweise habe das damit zu tun, dass der Kommunismus in Osteuropa jahrzehntlang die Religion zurückgedrängt habe.

Isoliert in einer Dreizimmerwohnung

Mentalitätsunterschiede können auch erst nach der Migration in die Schweiz Bedeutung erlangen. Eine Afrikanerin etwa, die sich gewohnt ist, dass der Nachwuchs vom ganzen Dorf erzogen wird, nun aber mit ihrem Ehemann alleine in einer Schweizer Dreizimmerwohnung wohnt, kann ihr Umfeld als ungünstig für ein Kind einschätzen – selbst, wenn es nicht an Geld fehlt.

Abtreibungen sind für die meisten Menschen ein unschönes, unerwünschtes Phänomen.

Wie man sie vermeiden kann – darüber gehen die Meinungen aber auseinander. Befürworter strafloser Abtreibungen jedenfalls sind überzeugt, liberale Gesetze führten zu weniger Abbrüchen. «Die Legalisierung der Abtreibung vermeidet gesundheitliche Risiken und führt längerfristig zu einer Senkung der Abtreibungszahlen, wenn sie mit einer Politik der Prävention gekoppelt ist», schreibt die Schweizerische Vereinigung für Strafflosigkeit des Schwangerschaftsabbruchs. Das liberale amerikanische Forschungsinstitut Guttmacher empfiehlt den Zugang zu «sicherer Abtreibung», um deren Zahl zu reduzieren. «Eine liberale Abbruch-Gesetzgebung führt nicht zwingend zu sicheren Abtreibungen», warnt Guttmacher gleichzeitig. Das kann man so verstehen, dass die Strafflosigkeit von Abbrüchen zwar keine Garantie für medizinisch risikolose Aborte ist, aber eine unabdingbare Voraussetzung.

Eine Studie, die letztes Jahr in der renommierten Wissenschaftszeitschrift *Lancet* erschienen ist, zeigt, dass die Abtreibungsraten in Entwicklungsländern in den letzten zwanzig Jahren praktisch unverändert hoch geblieben sind. In den industrialisierten Ländern aber haben Schwangerschaftsabbrüche klar abgenommen. Was Afrika angeht, ist festzustellen, dass Abbrüche in vielen Ländern juristisch geächtet sind. Gemäss dem Guttmacher-Institut sind sie in 36 afrikanischen Staaten nur unter restriktiven Bedingungen möglich, in vierzehn Ländern sogar ganz verboten. Muss man also Schwangerschaftsabbrüche straffrei machen, um sie zu vermeiden?

Ein Blick auf Europa lässt daran zweifeln: Nebst Staaten wie Polen und Irland mit sehr restriktiven Gesetzen gibt es solche, die Abbrüchen gegenüber liberaler sind als die Schweiz. So sind in Deutschland Abtreibungen bis zur 14. Schwangerschaftswoche straffrei, in Schweden bis zur 18. Woche und in den Niederlanden gar bis zur 24. Woche. Die Abbruchraten in vielen dieser Länder liegen aber deutlich über der in der Schweiz – zum Beispiel in Schweden mit hohen 21 Abtreibungen pro tausend Frauen. Vergleicht man Gesetzgebung und Abtreibungsquoten in europäischen Ländern, scheint es keinen Zusammenhang zu geben.



Gleich oft wie in Afrika

Stutzig macht auch das: Laut dem Guttmacher-Institut treiben in Afrika jährlich 34 von tausend Frauen ab – verglichen mit anderen Weltregionen ein hoher Wert. Wären die restriktiven Gesetze in Afrika und der mangelnde Zugang zu Verhütungsmitteln zentrale Gründe für die vielen Abtreibungen in Afrika, müsste die Abtreibungsrate bei Afrikanerinnen in der Schweiz wohl deutlich tiefer liegen. Denn hier sind die

Gesetze liberal, und Pille und Kondom sind viel einfacher zu bekommen als auf dem Schwarzen Kontinent. Doch die Abtreibungsrate unter Afrikanerinnen in der Schweiz liegt wie erwähnt bei 35 von tausend Frauen – ist also ziemlich genau gleich hoch wie in Afrika. Der kulturelle Hintergrund scheint den Umgang mit unerwünschten Schwangerschaften stärker zu beeinflussen, als viele in unserem Land wahrhaben wollen.

Muss man Schwangerschaftsabbrüche straffrei machen, um sie zu vermeiden?

**Kalt gepresst
– vom Feld
ins Dorf.**

Landwirt und Gemeindepräsident Andreas Gass ist einer von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Sein Rapsöl macht er von A bis Z selber: vom Ernten übers Kaltpressen bis hin zum Abfüllen und Etikettieren. Es ist im Volg Oltingen (BL) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

Volg
frisch und fründlich

© vossloh | BMT02/07

Paradiesvogel auf Entdeckungsflug

An der Universität St. Gallen ist Thomas Geiser eine illustre Figur. Mit seinem Engagement für die Rasa-Volksinitiative prägt er die Europadebatte mit. Was treibt diesen schrägen Professor an?

Von René Zeller



Ausgebuffter Polit-Taktiker: Rechtsprofessor Geiser.

In der Europadebatte wird der Ball umhergeschoben wie eine heisse Kartoffel. Der Bundesrat will die Volksinitiative «Raus aus der Sackgasse» (Rasa) nicht mit einem Gegenvorschlag kontern. Die Initianten wären gut beraten, ihre Initiative zurückzuziehen, ertönt es vielstimmig aus den Parteizentralen. Doch die Gruppierung, die den von Volk und Ständen gutgeheissenen Zuwanderungsartikel aus der Verfassung streichen will, lässt sich nicht drängen.

Onkel James Schwarzenbach

Thomas Geiser ist eine tragende Stütze des Rasa-Zweckverbunds. Der 64-jährige Professor für Privat- und Handelsrecht an der Universität St. Gallen (HSG), Mitinitiant der Volksinitiative, amtiert als Auskunftsperson. Um Worte ist er nie verlegen, bei öffentlichen Auftritten agiert er wie ein gestandener Politfuchs. Bekannt ist, dass die Rasa-Initianten zurzeit intern das Vorgehen beraten und dass sie dazu – taktisch klug – Stillschweigen beschlossen haben. Ob er wenigstens sagen könne, wann man Konkretes hören werde, fragen wir bei Thomas Geiser nach. Seine polit-taktisch gedrechselte Antwort: «Sobald wir fertig beraten haben.»

Was motiviert den in Basel aufgewachsenen Rechtsgelehrten, der in den Sparten Arbeitsrecht und Familienrecht zu den ersten Adressen im Land zählt, sich ins Haifischbecken der Politik zu stürzen? Seine Lehrtätigkeit an der St. Galler Kaderschmiede endet in diesem Jahr.

Für die Rasa-Initiative engagiere er sich nur aus Sorge um die Schweiz.

Plant er einen fliegenden Wechsel in die Politarena? «Nein, nein», beteuert Geiser. Er habe stets betont, dass er «keinerlei politische Ambitionen» habe. Für die Rasa-Initiative engagiere er sich nur aus Sorge um die Schweiz und als verantwortungsbewusster Staatsbürger.

Politisch verorten lässt sich Thomas Geiser aber schon. Er ist Mitglied der SP. Das sei unerheblich, betont er, zumal er nur ein einzelnes Mitglied des Initiativkomitees und dort seines Wissens das einzige SP-Mitglied sei. Darauf pochen die Rasa-Initianten fortwährend: Man verstehe sich als Bürgerbewegung, die jenseits des Parteienspektrums agiere. Doch der besorg-

te Staatsbürger Geiser befindet sich in einer sehr politischen Gesellschaft. Die Gewerkschaft Unia zieht kräftig am Rasa-Karren, Mitinitiant Beat Ringer stellt die Verbindung zum roten Think-Tank Denknetz sicher, die angeheuerte Zürcher PR-Agentur Kampaweb GmbH zählt Auftraggeber wie die internationalistische Operation Libero zu ihren Kunden.

Spannend ist die Entourage, in der sich der Sohn eines Basler Kinderarztes bewegt, weil sie seine familiäre Herkunft konterkariert. Vor Wochenfrist erwähnte Thomas Geiser in einem Interview mit der linksalternativen *Wochenzeitung* beiläufig: «James Schwarzenbach war übrigens ein Onkel von mir.» Ja, es handelt sich um exakt diesen James Schwarzenbach, der vor Jahrzehnten als Exponent der Nationalen Aktion und Gründer der Republikanischen Bewegung zuvorderst gegen die Überfremdung gekämpft hatte. Die Kontakte zum Onkel seien damals, betont Geiser, weitgehend abgebrochen. Und die Familie habe James' politische Position «grossmehrheitlich nicht mitgetragen», sagt der Neffe rückblickend.

Die schillernde Familiensaga lässt sich um eine andere Facette erweitern. Geisers Grossvater mütterlicherseits war Hans Frölicher, seines Zeichens Botschafter in Berlin während des Zweiten Weltkriegs. Diese hochbrisante Aufgabe zwischen Anpassung und Widerstand erforderte, dass Frölicher oftmals – mitunter allzu oft – gute Miene zum bösen nationalsozialistischen Unrecht machte. Der Diplomat war jedenfalls eine weitere umstrittene Persönlichkeit aus dem grossbürgerlichen Umfeld, dem Thomas Geiser entstammt.

Anderssein als Programm

Schon äusserlich erinnert nichts mehr an die familiäre Herkunft des heutigen Professors. Seine fliegende Haarpracht und der struppige Bart stehen für einen unorthodoxen Lebensstil, die stets um den Hals gebundene Fliege markiert dandyhafte Eitelkeit. Als Dandy sehe er sich nicht, betont Thomas Geiser, aber eine gewisse Ästhetik und eine persönliche Note seien ihm schon wichtig. Den Tick mit der Fliege hat ihm übrigens sein unlängst verstorbener Basler Doktorvater Frank Vischer eingebracht, der sich wiederum von Winston Churchill habe inspirieren lassen, lautet Geisers standardisierte Antwort, wenn er auf seinen Modestimmeln angesprochen wird.

In komplett ändern politischen Gefilden als seine berühmt-berüchtigten Vorväter bewegt

sich Thomas Geiser nicht nur, weil er für migrationspolitische Offenheit plädiert. Auch gesellschaftspolitisch agiert er andersherum. Im Alter von 29 Jahren bekannte er sich zu seiner Homosexualität. Er, der in den 1980er Jahren an der Formulierung des neuen Eherechts beteiligt war, hat sich seither juristisch und auch persönlich für grösstmögliche Gleichbehandlung der Geschlechter engagiert. Das von ihm mitgestaltete Partnerschaftsgesetz nutzte er,

Die Personenfreizügigkeit geht ihm zu wenig weit. Er plädiert für die globale Niederlassungsfreiheit.

um die Beziehung mit seinem Lebensgefährten registrieren zu lassen. Kürzlich erregte er Aufsehen mit seiner Forderung, die amtliche Unterscheidung von Mann und Frau sei abzuschaffen.

Man tut Thomas Geiser gewiss nicht Unrecht, wenn man ihn als Paradiesvogel seiner Zunft einstuft. Falsch wäre es aber, ihn als Leichtgewicht zu belächeln. In seinen Domänen hat Geiser viel zu sagen, bei den HSG-Studenten kommt er mit seiner entspannten Art gut an, wie eine nichtrepräsentative Umfrage ergeben hat. Seine Publikationsliste ist imposant, das Arbeitspensum als langjähriger Ordinarius und als nebenamtlicher Bundes-

richter beeindruckend. Seine Schaffenskraft ist umso erstaunlicher, als Geiser bekennender Legastheniker ist und noch heute mit den Tücken der Rechtschreibung kämpft.

Zurzeit kämpft Thomas Geiser aber vor allem mit dem Gegenwind, in dem die Rasa-Initiative steht. Die Reaktionen zum Volksbegehren – «Artikel 121a der Bundesverfassung aufheben» – ordnet er etwas süffisant irgendwo zwischen Hysterie und Ignoranz ein. Gleichzeitig merkt man den Stellungnahmen Geisers und seiner Rasa-Gefährten an, dass sie sich unverändert einen Gegenvorschlag zu ihrer Initiative herbeiwünschen. Nach der Nulllösung des Bundesrats hoffen Geiser & Co. jetzt darauf, dass ihnen das Parlament entgegenkommt.

«Ich bin kein Euroturbo»

Die Rasa-Initianten können mit Support von Grünen und Grünliberalen rechnen. Die SP signalisiert, dass sie nach wie vor offen sei, falls das Parlament einen Gegenvorschlag beschliessen möchte. Doch der blosser Ruf nach der Streichung von Artikel 121a sei eine reine Alibiübung und nicht zielführend, lässt die SP-Zentrale verlauten. Das Parteipräsidium werde sich deshalb für ein Nein zu Rasa aussprechen, sofern die Initiative dereinst ohne Gegenvorschlag zur Abstimmung komme.

Wer aber sollte einen Gegenvorschlag formulieren? Von den Initianten zu verlangen,

dass sie in die Tasten greifen, käme politischem Harakiri gleich. Auch diesbezüglich markiert der Rechtsgelehrte Geiser den ausgebufften Polit-Taktiker. «Die Gepflogenheiten sprechen eher dagegen, dass wir einen Text vorschlagen können.» Ein solcher Vorschlag müsse von parlamentarischer Seite kommen. Denn, so Geiser: «Die Wahrscheinlichkeit, dass dann alle dagegen sind, weil es von uns kommt, ist sehr gross.» Aber auch hier lässt Geiser ein Hintertürchen offen: Die Rasa-Initianten seien selbstverständlich alle bereit, mitzudenken und ihr Wissen den Parlamentsmitgliedern zur Verfügung zu stellen.

Wissen wir eigentlich, wo der Antipolitiker Thomas Geiser europapolitisch steht? Im Fundus seiner Interviews und Stellungnahmen finden wir Aussagen wie: «Ich bin kein Euroturbo.» Legt er sich auf den EU-Beitritt oder den bilateralen Weg fest? Seine Antwort: «Nein.» Die Personenfreizügigkeit jedenfalls, um die sich die Debatte dreht, geht Geiser zu wenig weit. Er plädiert für die globale Niederlassungsfreiheit. «Ich sehe nicht, wie man Einschränkungen rechtfertigen kann, wenn es grundsätzlich um die Rechtsgleichheit geht», begründet er seinen kosmopolitischen Standpunkt. Allerdings gibt sich der dekorierte Jurist keinen Illusionen hin. «Bis die Niederlassungsfreiheit weltweit besteht, geht es sicher noch mehr als hundert Jahre.» ○

HUBLOT



**CLASSIC FUSION
AEROFUSION MOONPHASE**



HUBLOT

BOUTIQUES
GENEVE • LUZERN • ZÜRICH • ZERMATT

Freie Ärzte im freien Fall

Alain Bersets Rezept gegen die Kostenexplosion im Gesundheitswesen heisst Staatsmedizin. Seine neue Tarifstruktur trifft die Spezialärzte mit eigener Praxis ins Mark. Ihr Einkommenseinbruch wird zur Existenzfrage. *Von Christoph Mörgele*



Das Schweizer Gesundheitswesen ist zunehmend auf dem Holzweg.

Ab Januar 2018 soll gemäss Bundesrat eine landesweit einheitliche Tarifstruktur für ärztliche Leistungen gelten. Die Folgen für die freie Ärzteschaft und damit auch für die Patientinnen und Patienten sind dramatisch: Der vorgesehene Tarifeingriff führt in den einzelnen Praxen zu Umsatzeinbussen von bis zu einem Drittel.

Dies stellt eine existenzielle Bedrohung für zahlreiche Arztpraxen und Polikliniken dar. Der Schweizer Bevölkerung drohen Versorgungsengpässe, Qualitätsabbau und genau jene Zweiklassenmedizin, die aus Gründen der «sozialen Gerechtigkeit» unerwünscht ist.

Es drohen hierzulande Zustände wie in Deutschland, wo Kassenpatienten nur noch schwer und mit grosser Zeitverzögerung einen Sprechstundentermin erhalten und deshalb die Ärztinnen und Ärzte mit Geschenken, wenn nicht mit direkten finanziellen Zuwendungen bei Laune halten müssen.

Die Qualität der medizinischen Leistungen ist trotz rekordhoher Pro-Kopf-Kosten in der Bundesrepublik inzwischen besorgniserregend. Um auf den notwendigen Umsatz zu kommen, werden immer mehr Patienten lieber stationär eingewiesen statt ambulant behandelt. In Diagnose und Therapie kam es zu einem ständigen Leistungsabbau, so dass die deutsche Patientenschaft nicht mehr damit rechnen darf, angemessen und nach neusten wissenschaftli-

chen Erkenntnissen betreut zu werden. Trotz alledem wandelt die Schweiz im Gesundheitswesen – ähnlich wie in der Energiepolitik – zunehmend auf dem deutschen Holzweg.

Dramatische Folgen

Nun steht hinter der neuen Tarifstruktur selbstverständlich das Bestreben, die ständig steigenden Kosten im Gesundheitswesen einzudämmen. Dazu müssen auch Eingriffe ins Tarifsysteem geprüft werden. Einzelne Tarifanpassungen

Die dirigistischen Eingriffe des Bundesrats destabilisieren ein bereits angeschlagenes System.

sind durch die zwischenzeitlichen technischen Neuerungen durchaus zweckmässig. Dass Operationen des grauen Stars, die sich von 60 auf 20 Minuten reduziert haben, auch weniger gut bezahlt werden, ist sinnvoll. Dasselbe gilt für gewisse Untersuchungen in der Gastroenterologie, bei denen sich Risiko und Zeitaufwand durch die Entwicklung vom starren Rohr zur flexiblen Fiberoptik reduziert haben.

Andere der geplanten Tarifeingriffe haben dramatische Folgen. So soll etwa die bisherige Notfallpauschale abgeschafft werden. Diese war dazu bestimmt, ärztliche Leistungen für

Notfallpatienten zu entgelten, die spontan eine Praxis aufsuchen und die wegen des zusätzlichen Betriebsaufwands höhere Kosten verursachen. Mittlerweile haben sich vorab in Städten und Agglomerationen einige sogenannte «Permanence»- oder «Walk-in»-Praxen auf Notfallpatienten spezialisiert, die durch die neue Tarifordnung gefährdet sind. Die bisherige Notfallversorgung dürfte aber auch in ländlichen Gebieten zusammenbrechen, wo sich der Dorfarzt künftig ausserstande sehen könnte, solche Notfallpatienten zu behandeln.

So drohen in der Schweiz Zustände wie im weitgehend verstaatlichten Gesundheitswesen von Grossbritannien. Die Missstände des dortigen National Health Service haben dazu geführt, dass Ärzte ausserhalb ihrer vorgegebenen Stunden – also am Abend, in der Nacht und vor allem an Wochenenden – für ihre Patienten schlicht nicht mehr verfügbar sind. Mittlerweile reisen sogenannte Weekend Doctors aus Deutschland übers Wochenende nach England, um die medizinische Versorgung auch samstags und sonntags einiger-massen sicherzustellen.

Kliniken als Auffangbecken

Die einzelnen ärztlichen Konsultationen werden mit dem neuen Tarifsysteem faktisch auf maximal zwanzig Minuten beschränkt. Was darüber hinausgeht, bezahlt der Doktor im Prinzip aus dem eigenen Sack. Nun sind zwanzig Minuten etwa bei polymorbiden, älteren, körperlich oder geistig behinderten Patientinnen und Patienten relativ rasch erreicht. Im Falle einer ernsteren Erkrankung finden gerade bei ausländischen Patienten oft zeitintensive Gespräche mit einer grösseren Angehörigen-gruppe statt. Künftig müssten die Ärzte solch aufwendige Gespräche ab der 21. Minute selber berappen.

Wie werden die Praxen auf den Druck des neuen Tarifsystems reagieren? Sie sind gezwungen, eine Risikoselektion vorzunehmen und ältere sowie chronisch kranke Patienten einfach an die Kliniken abzuschieben. Zudem dürften sie längere Konsultationen verkürzen und die Zahl der Patientenbesuche erhöhen, da die ersten fünf Minuten höher berechnet werden dürfen. Diese Massnahmen führen aber zu einem Kostenschub und schaden der Qualität der medizinischen Betreuung.

Die Ärztevereinigung FMH äussert sich entsprechend besorgt über die problematische Konsultationslimite von zwanzig Minuten. Auch die Reduktion der in Abwesenheit der Pa-

tienten erbrachten Leistungen auf neu dreissig Minuten pro Quartal sei sehr problematisch. Darunter versteht man etwa Telefongespräche mit Kollegen, den fachlichen Austausch oder das interdisziplinäre Konsilium von mehreren Medizinerinnen bei komplexen Krankheitsbildern. Bei den bildgebenden Verfahren ist neu die «Arztzeit» in vielen Fällen gestrichen. Bei Erstellung eines MRI wird beispielsweise ein Patient aufgeboten, doch der Radiologe bleibt künftig im Befundraum, statt wie bisher beim Patienten neue Aufnahmen oder allenfalls den Einsatz von Kontrastmitteln anzuordnen. Oft dürfte deswegen der Patient künftig erneut aufgeboten werden, was wiederum Zusatzkosten erzeugt. Auch die Abgeltungen für chirurgische Leistungen im ambulanten Bereich werden neu massiv reduziert. Dies gilt insbesondere für die «Wechselzeit», also für die zeitintensive Instandstellung des Operationssaals oder Erläuterungen für Patienten und Angehörige. Speziell in der Kinderchirurgie und im Bereich Hals-Nasen-Ohren dürfte deswegen wohl weniger häufig ambulant operiert werden, was die Kosten letztlich wieder in die Höhe schnellen lässt.

Die dirigistischen Eingriffe des Bundesrats destabilisieren ein bereits angeschlagenes System. Sie stehen quer zur harmonischen Findung einer besseren Tarifordnung, die gemeinsam mit allen Beteiligten erarbeitet werden



Gewollte Begleiterscheinung: Bundesrat Berset.

sollte. Zweifellos werden die Auswirkungen schädlich sein und paradoxerweise unter SP-Führung die Zweiklassenmedizin fördern, indem Qualität in der medizinischen Versorgung zunehmend nur noch durch private Zahlungen ausserhalb des Solidaritätsnetzwerks der Kassen erreicht werden kann.

Die Einschnitte in die Tarifstruktur treffen die Medizin dort, wo sie am effizientesten und schlanksten ausgeübt wird: in der niedergelassenen Praxis. Die damit verbundene Verschiebung zur Versorgung an stationären oder ambulanten Kliniken am Tropf der öffentlichen

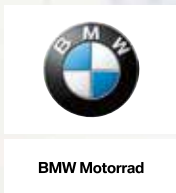
Hand wird die Gesamtkosten des Gesundheitswesens erhöhen statt bremsen.

Kostentreiber Einheitskasse

Die Einführung einer obligatorischen, einheitlichen, flächendeckenden Krankenversicherung für alle Einwohner der Schweiz hat sich längst als ungeahnter Kostentreiber entpuppt. Ärztliche Leistungen, die im Katalog fehlen, sind zwar nicht honorarpflichtig. Dafür werden heute Leistungen, die früher Selbstzahlern vorbehalten waren, aus Gründen einer vermeintlichen sozialen Gerechtigkeit in den Leistungskatalog gezwängt.

Eine Folge der Staatsmedizin ist, dass der ärztliche Nachwuchs ins Anstellungsverhältnis von Spitälern drängt, wo feste Arbeits- und Lohnstrukturen winken und wo staatliche Tarifsenkungen das Einkommen nicht betreffen. Im Kanton Zürich arbeiten heute bereits mehr Ärzte in den Spitälern als in der freien Praxis. Der Arzt als freiberuflich tätiger Mitbürger mit freiheitlicher Gesinnung und einem hohen Mass an Selbstverantwortung wird durch gezielte Tarifsenkungen zum Auslaufmodell.

Dies scheint leider im Departement von Alain Berset eine gewollte Begleiterscheinung eines zunehmend detaillierten, restriktiven Katalogs für die ärztliche Leistungserfassung zu sein. ○



BIKE SESSIONS

2017 20./21. MAI
BETZHOLZ (ZH)

27./28. MAI
RIVERA (TI)

3./4. JUNI
COSSONAY (VD)

10./11. JUNI
DERENDINGEN (SO)

17./18. JUNI
STOCKENTAL (BE)

240 Testbikes an 5 Locations.

Erlebe die BMW Motorrad Welt wie nie zuvor am ultimativen Bikers-Meet dieses Jahres: Mit Schnupper- und Kurvenkursen, Enduro-Trainings, 1/8-Meilen-Sprints, Stuntshows, Bike-Ausstellungen, Food und Drinks und vielem mehr. Und wer Lust auf vier Räder hat, darf gerne einen MINI Probe fahren. Freue dich auf einen unvergesslichen Event.

BIKESESSIONS.CH

Mit freundlicher Unterstützung von:



Mit dem Gifthauch des Verdachts

Jolanda Spiess-Hegglin zieht die *Weltwoche* wegen einer möglicherweise übertriebenen Formulierung zur «Zuger Sexaffäre» vor Gericht. Die Medien berichten wieder vorsehend wohlwollend über die grüne Ex-Politikerin. Worum geht es in dieser Sache? Von Philipp Gut und Roger Köppel

Am 5. April, Punkt 18 Uhr, schalteten mehrere Schweizer Zeitungen online zum Verwechseln ähnliche Artikel auf. Von der *Neuen Zürcher Zeitung* über den *Tages-Anzeiger* und die *Luzerner Zeitung* bis zu dem mit ihr verbundenen *St. Galler Tagblatt* berichteten sie fast gespenstisch übereinstimmend, dass Jolanda Spiess-Hegglin die *Weltwoche* wegen übler Nachrede vor das Zürcher Bezirksgericht ziehe. Über die Hintergründe keine Zeile.

In Kurzform geht es darum: Die *Weltwoche* hat Spiess-Hegglin vorgeworfen, sie habe durch zum Teil nachweislich unwahre Aussagen und zweifelhafte Behauptungen massgeblich dazu beigetragen, dass der frühere Zuger SVP-Politiker Markus Hürlimann unter Verdacht geriet, ein schweres Sexualverbrechen begangen zu haben. In der Folge verlor er alle Ämter. Obschon ein Verfahren gegen Hürlimann längst eingestellt worden ist und keine Beweise gegen ihn vorliegen, hält Spiess-Hegglin an ihrer Sichtweise fest.

Geschäftsmodell «Sex-Skandal»

Die *Weltwoche* stellt sich auf den Standpunkt, dass Spiess-Hegglin Verhalten auf eine direkte oder indirekte schwere und zerstörerische Beschuldigung gegen Hürlimann hinauslief. Wir zeigten beide Seiten: Auch Spiess-Hegglin kam im Blatt ausführlich und ungefiltert zu Wort; unter anderem in einem seitenlangen Porträt. Strittig vor Gericht ist nun die Frage, ob die *Weltwoche* in einem Artikelvortrag eine möglicherweise zu überspitzte Formulierung gewählt hat. Darüber kann man reden. Auf Vergleichsangebote wollte die frühere Lokalpolitikerin allerdings nicht eingehen.

Aus ihrem Fall hat Spiess-Hegglin mittlerweile ein Geschäftsmodell gemacht. Es geht um Geld, wie sie es seit dem Auffliegen der Affäre von allen möglichen Seiten mit Prozessandrohung einzieht. Laut *Zentralplus* hat Spiess-Hegglin gegen sechzig Personen Strafanzeige eingereicht, die sie meist im Internet beleidigt haben sollen. Wenn die Verklagten zahlen, zieht sie die Anzeige zurück. Mit der *Weltwoche* sucht sie den juristischen Showdown. Die Verhandlung findet am 15. Mai statt.

Blenden wir, um für unsere Leserschaft Transparenz herzustellen, noch etwas detaillierter zurück. Die *Weltwoche* hatte zwei grössere Artikel zu den ominösen Vorgängen an der Zuger Landammannfeier vom 20. Dezember 2014 publiziert. Der erste erschien am 8. Januar 2015 («Jolanda Spiess-Hegglin Opfertheater») und



Feuchtfrohlich: das angebliche Opfer und der angebliche Täter, beim Wein vereint.

formulierte aufgrund von Recherchen und Aussagen von Beteiligten erstmals Zweifel an der von Spiess-Hegglin und vielen Medien unkritisch vorgebrachten Version, sie sei mit K.o.-Tropfen betäubt worden.

Der *Blick* hatte bereits an Heiligabend über den «Sex-Skandal» berichtet und die Namen der Involvierten vorverurteilend genannt. SVP-Kantonalpräsident Markus Hürlimann sitzt deswegen in Haft. Die Darstellung der *Weltwoche* war als «wahrscheinliche Hypothese» deklariert, da zu diesem Zeitpunkt zwar schon viele Indizien vorlagen, die die Skepsis bekräftigten, aber noch keine juristische Beurteilung des Falls.

Dies änderte sich im Sommer 2015: Das Verfahren gegen Hürlimann wurde eingestellt. Er war damit juristisch rehabilitiert. Die *Weltwoche* erhielt damals als erstes und einziges Medium umfassenden Einblick in die Ermittlungsakten. Diese bildeten die Grundlage für den zweiten grösseren Artikel («Die fatalen Folgen eines Fehltritts»), erschienen am 24. September 2015. Die offiziellen Dokumente ergaben ein interessantes Kontrastbild zu den medialen Versionen.

«Grosse Lust und Zuneigung»

Spiess-Hegglin und Hürlimann begegneten sich an jenem Samstag, dem 20. Dezember, auf einem der vertäuten Schiffe an der Feier zu Ehren des neuen Zuger Landammanns. Sie blieben den ganzen Abend zusammen und tranken fortwährend Alkohol. Nach dem Ende der offiziellen Feier setzten sie das feuchtfrohliche Fest mit anderen Gästen an Land im Restaurant «Schiff» fort. Ein CVP-Kantonsrat

fragte die beiden, ob sie ein Paar seien. Sie hätten gelacht und gesagt, bisher nicht. Die Zeugen beobachteten belustigt die gegenseitigen Annäherungen. Es sei eine «grosse Lust und Zuneigung erkennbar» gewesen. Das Verhalten der beiden sei so offensichtlich gewesen, dass es «praktisch bei allen Anwesenden zum Thema geworden» sei, so eine andere Augenzeugin.

Gegen ein Uhr seien die beiden gemeinsam von der Bar im Parterre des Restaurants nach oben gegangen. Auf einem Zwischenboden hätten sie sich geküsst, so Kantonsrätin Anna Bieri (CVP). Sie habe nie das Gefühl gehabt, «dass irgendjemand gezwungen wurde, etwas zu tun, was er nicht wollte». Die anderen Zeugen sahen es genauso. Der ebenfalls anwesende Remo Hegglin, Götti eines Kindes von Jolanda Spiess-Hegglin, sagte: «Ich war sicher, dass sie nicht in Gefahr war, sonst hätte ich eingegriffen».



Subtil: Indirekte Anschwärmungen.

fen.» Hätte er ihnen nachgestellt, so seine Vermutung, dann würde er die beiden wohl «miten im Akt» erwisch haben. CVP-Kantonsrat Thimeo Hächler und seine Parteikollegin Christine Blättler konnten ihre Neugierde nicht zügeln und öffneten die Tür zur «Captains Lounge» im zweiten Stock, wohin sich das auffällige Paar zurückgezogen hatte. Beide sagten aus, sie hätten verstreute Kleider am Boden gesehen und sich zusammengereimt, was Hürlimann und Spiess-Hegglin trieben.

Ihr Gatte kam auf die K.o.-Tropfen-Idee

Die Zeugen schlugen nicht Alarm, sie entfernten sich bloss wieder und erzählten unten an der Bar, dass sich oben zwei vergnügten. Auch unmittelbar nach den Handlungen im Obergeschoss des Restaurants «Schiff» machte Spiess-Hegglin gemäss Zeugen keinen betäubten Eindruck. Gemeinsam, sie voran und er wenige Schritte hinter ihr, stiegen sie gemäss der Aussage von zwei Barkeepern die steile Treppe ins Erdgeschoss hinunter. Spiess-Hegglin habe dies ohne Hilfe und ohne



Vorverurteilung: der Mann am Pranger.

sichtbare Probleme bewältigen können. Auch der Abschluss des Abends vermittelte weiterhin ein einvernehmliches Bild, nichts deutete darauf hin, dass unmittelbar zuvor ein schreckliches Gewaltverbrechen stattgefunden hätte. Beide verliessen gemeinsam das Lokal. Spiess-Hegglin bestieg dann sogar ein Taxi mit Hürlimann und liess sich von ihm nach Hause begleiten.

Der Gedanke an K.o.-Tropfen entstand erst am folgenden Morgen, als sie den vergangenen Abend zu Hause mit ihrem Ehemann thematisierte. Das Gespräch sei «eher distanziert» gewesen, erinnerte sich ihr Gatte. Erstmals tauchte hier der folgenschwere Verdacht der Verabreichung betäubender Substanzen



Beide Seiten: Spiess-Hegglin in der Weltwoche.

auf. Gemäss Spiess-Hegglin war es ihr Mann, der ihn aufgebracht hatte: «Er kam mit der Idee der K.-o-Tropfen.» Der Rest ist bekannt: Spiess-Hegglin behauptete fortan die Version, sie sei in jener Nacht womöglich durch K.o.-Tropfen gefügig gemacht worden. In der Folge verlor Hürlimann seine Ämter und sein politisches Ansehen.

Spiess-Hegglin's Unwahrheiten

Trotz verschiedenen medizinischen und rechtsmedizinischen Gutachten, von denen kein einziges den Verdacht erhärtete («rechtsmedizinisch nicht nachvollziehbar»), liess sich Spiess-Hegglin nicht bremsen. Dabei informierte sie Presse und Öffentlichkeit wahrheitswidrig, wie die Weltwoche im Artikel vom 24. September 2015 ebenfalls festhielt. Dies merkte auch die zuständige Zuger Staatsanwältin: Sie mahnte Spiess-Hegglin, sie solle aufhören, «entgegen den Akten» Informationen an die Medien zu tragen. Zu den unwahren Aussagen gehören beispielsweise die folgenden:

— Spiess-Hegglin behauptet, sie habe selbst keine Anzeige erstattet. Wie die Staatsanwaltschaft Zug festhielt, erstattete sie am 22. Dezember 2014 Strafanzeige.

— Spiess-Hegglin behauptet, sie habe nie jemanden beschuldigt. Tatsache ist: Sie hat den Vorwurf weiter aufrechterhalten, auch nachdem das Verfahren eingestellt worden war.

— Spiess-Hegglin behauptete über ihren Sprecher, im Kantonsspital Zug habe man bei ihr Unterleibsverletzungen festgestellt, die gemäss den Aussagen des untersuchenden Personals oft im Zusammenhang mit K.o.-Tropfen stünden. Tatsache ist: Sie war im Genitalbereich verletzungsfrei. Die K.o.-Tropfen wurden ausschliesslich von ihr erwähnt, und deren Einsatz wurde nie seitens der Untersuchungsbehörden oder des Spitals bestätigt.

Was den Hauptvorwurf gegen Markus Hürlimann betrifft, haben die Ermittler keinerlei Hinweise auf die Verabreichung von K.o.-Tropfen und eine anschliessende Gewaltanwendung beim Sexualkontakt gefunden. Es gibt bis heute keinen einzigen Hinweis darauf,

dass eine Schändung stattgefunden hätte. Umgekehrt kann niemand beweisen, dass keine Schändung stattgefunden hat, was auch die Weltwoche allerdings nie behauptet hat. Tatsache ist, dass kein Indiz für ein solches Kapitalverbrechen vorliegt.

Immer schön anfächeln

Die Weltwoche hat den Fall detailliert dokumentiert. Die pointierte Zusammenfassung im Vorspann des zweiten Artikels ist aus streng juristischer Sicht womöglich übertrieben. Nach landläufigem Verständnis aber kann jemandem eine Beschuldigung vorgeworfen werden, wenn er sie gleichsam indirekt schürt und billigend in Kauf nimmt, dass eine Person wie Hürlimann auf diese Weise öffentlich angeschwärzt wird. Spiess-Hegglin hat den zerstörerischen Gifthauch des Verdachts immer wieder angefächelt, die Ermittlungsergebnisse angezweifelt und sich zum Opfer stilisiert. So rief sie im Tages-Anzeiger aus: «Leute, so was kann man mit uns Frauen nicht machen! Man darf nicht einfach eine Frau mit einer Substanz betäuben, missbrauchen und anschliessend ihr die Schuld geben.»

Diese Medienoffensive ärgerte selbst die bekennende feministische Journalistin Michèle Binswanger vom Tages-Anzeiger: «Die grüne Zuger Politikerin Jolanda Spiess-Hegglin schadet den Frauen, in deren Namen sie spricht», so Binswanger in einem Artikel vom 3. März 2015 («Wenn ein Vorwurf k. o. geht»). Und weiter: «Die Ungereimtheiten des Skandals führten dazu, dass Missbrauchopfer, die K.o.-Tropfen verabreicht bekommen, generell beargwöhnt werden. Die negative Haaranalyse wird diese Zweifel noch verstärken – solange Spiess-Hegglin ihre Version nicht belegen kann.»

«Sexuelle Handlung» war «straffrei»

In der Einstellungsverfügung der Untersuchung gegen Hürlimann vom 27. August 2015 heisst es klipp und klar: «Zusammenfassend kann somit festgehalten werden, dass die Strafuntersuchung keinen rechtsgenügenden Beweis dafür zu Tage brachte, dass Jolanda Spiess zum Zeitpunkt der sexuellen Handlung widerstandsunfähig war. Die sexuelle Handlung an und für sich ist somit straffrei, auch wenn diese zwischen zwei verheirateten Politikern anlässlich eines öffentlichen Anlasses stattgefunden hat.»

Mit anderen Worten: Ja, es gab eine sexuelle Handlung. Nein, Spuren eines Verbrechens gibt es nach dem Ermittlungsstand der Staatsanwaltschaft nicht. Des Weiteren, so die Zuger Behörde, sei «nicht ersichtlich, in wie fern der angeblich sedierte Zustand von Jolanda Spiess für Markus Hürlimann hätte erkennbar sein können». Die Strafuntersuchung werde deshalb eingestellt. Spiess-Hegglin hat dies akzeptiert und den Fall nicht weitergezogen. ○



«Nicht kommunizierbar»: SBB-Chef Meyer.

«Rechnen Sie zusammen!»: Verkehrspolitiker Giezendanner (SVP).

Unersättliche Staatsbahn

Die SBB erwirtschaften hohe Verluste und sprechen trotzdem von einem «erfolgreichen Jahr». Offenbar verzichten sie auch auf Hunderte Millionen Strafzahlungen, die der kanadische Zugbauer Bombardier leisten müsste. *Von Peter Keller*

Wenn er ans Rednerpult geht, könnte man getrost alle Mikrofone ausschalten. Ueli Giezendanner, Lastwagenunternehmer und SVP-Nationalrat aus dem Kanton Aargau, füllt mit seiner Stimme den hintersten Winkel des Ratssaals. Besonders dann, wenn er in Rage ist, wie das in der vergangenen Sondersession der Fall war.

Traktandiert war der Verpflichtungskredit für den regionalen Personenverkehr 2018–2021. Etwas weniger technisch gesagt: Wie viel Geld soll der Bund für die Bahn- und Buslinien in den Kantonen draussen lockermachen? Der Bundesrat beantragte 3,96 Milliarden Franken, die Räte packten nochmals 144 Millionen drauf. Sehr zur Freude der Kantone und der Bahnunternehmen – und sehr zum Missfallen des Verkehrspolitikers Giezendanner. Er rechnete seinen Ratskolleginnen und -kollegen vor, wie viel Geld sie bereits für die SBB gesprochen haben. Dreizehn Milliarden für den Unterhalt und den Betrieb der Bahnen und nochmals 6,4 Milliarden zur Finanzie-

rung der Bahninfrastruktur (Fabi), statt der damals vom Bundesrat vorgeschlagenen 3,5 Milliarden.

500 Millionen mehr

«Jetzt rechnen Sie zusammen», dröhnte Giezendanner, «das sind über 23 Milliarden Franken!» Unersättlich sind die Finanzbedürfnisse der SBB – mindestens so unverschämt ist allerdings auch das Gebaren der nationalen Parlamentarier, die für ihre Region möglichst noch ein paar Millionen für den ÖV auf Kosten des Bundes rausschlagen wollen. Dieses Zusammenspiel der Beutejäger hatte Giezendanner vor Augen, als er den Nationalräten und der anwesenden Bundesrätin Doris Leuthard entgegenhielt: «Der öffentliche Verkehr bekommt, was er will, gerechnet wird nicht mehr, man macht einfach die Augen zu.»

Tatsächlich würde es sich lohnen, bei der Staatsbahn etwas genauer hinzuschauen. Als die SBB im März ihre Zahlen präsentierten, twitterte die Medienstelle: «Erfolgreiches SBB-Jahr 2016: Mehr Passagiere

und Güter, zufriedener Kunden und gestiegener Konzerngewinn.» Die Medien echoten brav. «SBB verzeichnet Rekord bei Passagierzahl» (*Tages-Anzeiger*), «SBB mit erfolgreichem Jahr 2016» (*Radio Pilatus*). Ein Blick in die Bilanz zeigt, dass das rundum gefeierte Konzernergebnis – es stieg um 135 auf 381 Millionen Franken gegenüber dem Vorjahr – kaum mehr als zur Kosmetik taugt. Mehr als die Hälfte des «Gewinns» stammte aus der Veräusserung von Immobilien: 224,9 Millionen Franken. Kritiker reden vom Ausverkauf des Tafelsilbers. Während andernorts Anleger in den Kauf von Immobilien flüchten, um wenigstens noch etwas Rendite zu erzielen, trennen sich die SBB von Immobilien. Ein Grossteil des Ertrags floss in die Sanierung der Pensionskasse, die offenbar schon wieder in Schieflage ist, obschon der Bund diese mit rund 14 Milliarden Franken Steuergeldern ausfinanziert hatte.

Was die Kommunikationsabteilung der Schweizerischen Bundesbahnen als «erfolgreiches SBB-Jahr» feiert, sind in Wahrheit Verluste und mehr Schulden. 2016 stieg die Nettoverschuldung um über 500 Millionen auf 8,796 Milliarden Franken. Ueli Giezendanner erinnert sich an die Bilanz-Presskonferenz der SBB. Dort habe der Sprecher von einem extrem guten, erfolgreichen Jahr gesprochen, aber von einem «negativen Cashflow». Darüber kann der Aargauer Unternehmer nur den Kopf schüt-



Versäumnisse: Bombardier.

Die Schulden wachsen, was sich dank der tiefen Zinssätze noch nicht so stark bemerkbar macht.

keln. Es gebe keinen «negativen Cashflow». «Der Cashflow sind die vom Betrieb erarbeiteten Mittel. Ein Negativ-Cashflow wären die vom Betrieb verbrannten Mittel. Der Sprecher hat also gesagt, man sei sehr erfolgreich gewesen, aber man habe einige hundert Millionen verbrannt.» In exakten Zahlen: 523 Millionen Franken, obschon die Entgelte des Bundes und der Kantone für Betrieb und Unterhalt der Infrastruktur, für Ausbauten sowie den bestellten Regionalverkehr 2466 Millionen Franken (oder 7,7 Prozent mehr als 2015) betragen.

Bis heute fährt kein Bombardier-Zug

Das Unternehmen gibt also wesentlich mehr Geld aus, als es verdient (oder vom Staat bekommt). Die Schulden wachsen, was sich dank der historisch tiefen Zinssätze noch nicht so stark bemerkbar macht. Umso unverständlicher handeln die SBB in einem der grössten Beschaffungsdesaster ihrer Geschichte. 2010 bekam das kanadische Unternehmen Bombardier den Zuschlag für 59 Doppelstockzüge für den Fernverkehr, ein Auftragsvolumen von rund 1,9 Milliarden, die grösste Rollmaterialbestellung der SBB seit ihrem Bestehen. Bis heute fährt keiner dieser Züge, obschon diese schon seit drei Jahren im Einsatz sein sollten.

Bereits 2012 wurde bekannt, dass die Kanadier ihre Verpflichtungen nicht einhalten können. Die Züge genügten den Ansprüchen der SBB für schnelle Fahrten im Gotthardtunnel nicht, dazu kamen weitere Konstruktionsmängel und Nachbesserungen, die von den Behindertenverbänden durchgesetzt wurden.

Versäumnisse, die Bombardier gemäss Vertrag teuer zu stehen kommen sollten. Über die Höhe der Konventionalstrafe haben die beiden Parteien Stillschweigen vereinbart. Die *Schweiz am Wochenende* lieferte 2013 trotzdem Details aus dem Vertrag: Bei verzögerter Lieferung würden pro Zug und Woche rund 150 000 Franken fällig – in der Summe eine halbe Milliarde Franken. SBB-Konzernchef Andreas Meyer bestätigte gegenüber *20 Minuten*, dass sie harte Gespräche mit Bombardier führten. «Und klar: Auch Geld steckt dahinter.» Wie hoch die Strafzahlung sei, könne er nicht verraten. «Ich kann Ihnen aber sagen, dass sie viel höher ist als alles, was ich bis jetzt in einem Rollmaterial-Vertrag gesehen habe.»

Mittlerweile steht fest, dass der kanadische Hersteller 62 statt 59 Doppelstockzüge für den gleichen Preis liefert, im Gegenwert von rund 100 Millionen Franken. Auch wenn man die Mehraufwände für die behindertengerechten Anpassungen abrechnet, hätten die SBB Anspruch auf zusätzliche Strafzahlungen von mehreren hundert Millionen Franken. Die *Weltwoche* wollte wissen, ob diese drei Extrazüge als Akontozahlung zu verstehen seien oder ob damit alle Verpflichtungen seitens Bombardier abgedeckt würden. Die Pressestelle wollte dazu keine konkrete Auskunft ge-

ben. Gemäss gutinformierten Kreisen hätte die erste Serie der Züge bereits im April für Zulassungstests geliefert werden sollen, um sie dann auf den Fahrplanwechsel im Dezember im ordentlichen Betrieb einzusetzen.

Mehr Energieverbrauch als versprochen

Das ist offenbar nicht der Fall. Auch darauf mochten die SBB keine Antwort geben. Ebenso wenig auf die Frage, ob für die abermalige Verspätung eine weitere Konventionalstrafe fällig werde, laut Insidern 500 000 Franken pro Zug und Woche. Damit müsste Bombardier für die versprochenen 23 Zugkompositionen pro Monat Verzögerung 46 Millionen Strafe zahlen. Konkretes erfährt weder die Politik noch die Öffentlichkeit, obschon die SBB dem Bund gehören und die öffentliche Hand, sprich: der Steuerzahler der Staatsbahn jedes Jahr über zwei Milliarden Franken zuschiesst. CEO Andreas Meyer wiederholt mantragleich, die Höhe der Konventionalstrafe sei «nicht kommunizierbar».

Damit nicht genug. Bei der ursprünglichen Ausschreibung mussten die Mitbieter auch den Energieverbrauch für die ersten Jahrzehnte Betrieb berechnen. Bombardier unterbot seine Konkurrenten deutlich, gemäss gutinformierten Kreisen versprachen die Kanadier einen rund 30 Prozent tieferen Strombedarf. Diesen Wert sollen die Züge offenbar nicht einhalten können. Auch auf diese Fragen und ob ebenfalls eine Konventionalstrafe vereinbart wurde, darauf will die Pressestelle der SBB nicht eingehen. Warum auch?

Die Politik liefert verlässlich die fehlenden Millionen und Milliarden. So entsteht auch kein unternehmerischer Druck auf die SBB, ihre Kosten zu senken oder mit aller Konsequenz die Konventionalstrafen bei ihrem Lieferanten einzutreiben. ○

Gegenrede

Falsche Kronzeugen

Sika-Patron Romuald Burkard wollte die Familienrechte nicht einschränken.

Walter Grüebler hat in der *Weltwoche* vom 27. April 2017 unseren verstorbenen Vater Romuald Burkard (mit dem er nicht freundschaftlich verbunden war) sowie Kurt Furgler als Kronzeugen missbraucht, um zu behaupten, diese hätten bei Sika ein Konstrukt geschaffen, um die Bewegungsfreiheit

von Investoren, Verwaltungsräten und Erben gleichermaßen zu beschränken.

Von einer Absicht zur Beschränkung der Erben und damit der Familie durch unseren Vater kann jedoch keine Rede sein. Es ist aktenkundig, dass unser Vater wiederholt festhielt, dass sich die Stim-



Romuald Burkard.

menmehrheitsaktionärin in ihren Rechten nicht einschränken lässt. Aus Protokollen geht hervor, dass für Romuald Burkard der Verkauf der Schenker-Winkler-Holding (SWH) durch seine Nachkommen stets eine Option war.

Grüebler verweist weiter auf den Poolvertrag der Familie Burkard, in dem seiner Darstellung nach klar festgeschrieben sei, wie sich die Erben von ihren Aktien trennen können. Er unterschlägt dabei, dass der Poolvertrag nur unter den Erben selbst gilt und lediglich den Fall regelt, dass einzelne Erben ihre Aktien an der SWH verkaufen wollen. Der hier massgebende Fall, bei dem alle Erben ihre SWH-Aktien verkaufen wollen, ist im Poolvertrag gar nicht geregelt. Für diesen Fall der Einigkeit aller Erben wollte unser Vater seinen Nachkommen keine Beschränkungen auferlegen.

Ebensowenig hatte unser Vater je die Absicht, mit der Vinkulierung der Sika unsere Rechte an den Aktien der SWH zu beschränken – diese Vinkulierung sollte immer nur für die Aktien der Sika selbst gelten; etwas anderes konnten die Statuten der Sika ja auch nicht regeln. Dass die Familie jederzeit auch frei über die Zusammensetzung des Verwaltungsrates bestimmen können muss, war in seinen Augen selbstverständlich.

Urs Burkard und Geschwister

ALLES UNTER KONTROLLE?



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up, warum wir erfreut sind über das Ende der Alternativlosigkeit, aber einen etwas holprigeren Weg an den Finanzmärkten erwarten.» (www.reichmuthco.ch)

Christof Reichmuth
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS
REICHMUTH & CO
INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7	RÜTLIGASSE 1	+41 41 249 49 49
CH-8002 ZÜRICH	TÖDISTRASSE 63	+41 44 299 49 49
CH-9004 ST. GALLEN	SCHMIEDGASSE 28	+41 71 226 53 53

www.reichmuthco.ch



Essay

Der kleine Unterschied

Wir müssen aufpassen, dass wir Fachhochschulen und Universitäten in der Schweiz nicht bis zur Unkenntlichkeit einander angleichen. Beide Säulen unseres Bildungssystems sind wichtig. Sie sollten ihre spezifischen Stärken bewahren.

Von Wolf Linder



Praxisbezug statt akademischer Eintopf: Biomechanik-Labor an der ZHAW in Winterthur.

Ein Kollege an der ETH erzählte mir vom Besuch der italienischen Bildungsministerin an seiner Hochschule. Diese sei höchst erstaunt darüber gewesen, mit welcher Selbständigkeit Lehrlinge und Laborantinnen ihre Aufgabe verrichteten und auf gleicher Augenhöhe mit ihrem international renommierten Chef diskutierten. Weiter hätte die Ministerin kaum geglaubt, dass ein Laborant als Mitautor eines wissenschaftlichen Beitrags genannt wurde,

weil er entscheidende Beobachtungen an Versuchstieren gemacht hatte, die den Wissenschaftlern entgangen waren.

Die Anekdote zeigt zwei wichtige Traditionen schweizerischer Arbeitskultur: zum einen die hohe Wertschätzung praktischer Berufskompetenz, zum andern das geringe Hierarchiegefälle zwischen Akademikern und Nichtakademikern. Hat diese Tradition aber überhaupt noch Zukunft?

Vor zwei Jahrzehnten bekam die Schweizer Hochschullandschaft beträchtlichen Zuwachs. Aus den früheren Technikums- und Ingenieurs-, Wirtschafts- oder Verwaltungsschulen, Konservatorien sowie Schulen für soziale Arbeit wurden Fachhochschulen, aus Lehrerseminarien pädagogische Hochschulen. Sie wurden in weiten Bereichen den Universitäten gleichgestellt, etwa durch ein gemeinsames Rahmengesetz, die gemeinsamen Organe der Hochschul- und der Rektorenkonferenz und die Mischfinanzierung durch Bund und Kantone. Wie die Universitäten beherbergen die Fachhochschulen die unterschiedlichsten Ausbildungsgänge unter einem Dach und verleihen die gleichen Diplome des Bachelors und des Masters.

Damit wurde eine erfreuliche Ergänzung und Aufwertung des Systems höherer Bildung erreicht. Freilich vertrauten die Bildungspolitiker darauf, dass ein zentrales Merkmal der «alten» Schulen nicht verlorengehen würde, nämlich der praktische Berufsbezug. So fordert das Hochschulförderungs- und -koordinationsgesetz, dass Universität und Fachhochschule «gleichwertig, aber andersartig» sein sollen. Anders als die Universitäten haben die Fach-

Die geforderte «Gleichwertigkeit» mit den Universitäten könnte genau das Gegenteil bewirken.

hochschulen eine praxis- und berufsbezogene Ausbildung und Forschung zu betreiben. Sie sind für Studenten da, welche über Berufslehre oder Berufsmaturität ein Vorwissen aus beruflichem Grundwissen mitbringen und diesen Grundstock durch Kenntnisse und Fähigkeiten ihres Berufsfelds erweitern möchten.

Dieses Profil ist bemerkenswert. Denn es verschafft einerseits den Absolventinnen ähnliche Berufschancen wie den Universitätsabgängern – und stellt sie ausländischen Mastern und Bachelors auf dem Arbeitsmarkt gleich. Aber es beachtet andererseits den hohen Stellenwert der Berufslehre und stellt auf die hohe Qualität von deren Basiswissen ab. Damit wird der fragwürdige Weg vieler europäischer Länder vermieden, die mit hohen Maturandenquoten und einer berufsfernen Akademisierung am Arbeitsmarkt vorbeiproduzieren.

«Gleichwertig, aber andersartig» zu sein, fällt nicht allen Fachhochschulen leicht. Das hat vorab drei Gründe:

1 — Ein eigenständiges Profil in der Forschung erreichen nach Aussagen von Fachleuten am besten die ehemaligen Technika und Ingenieursschulen. Sie verfügen über eine etablierte Tradition angewandter Forschung. Wo diese fehlt, ist der Aufbau praxisorientierter Forschung schwieriger. So kommt bei den Förderinstanzen der Sozialwissenschaften kaum die praktisch ausgerichtete, sondern die akademische Grundlagenforschung zum Zug. Die Folge ist eine Angleichung an die Forschung der Universitäten.

2 — Da sich die Dozenten über ein Doktorat ausweisen müssen, kommt der Nachwuchs der Lehrkräfte vermehrt aus den Universitäten. Diesem fehlt nicht selten jene Berufserfahrung, welche Dozenten früherer Generationen auszeichnete.

3 — Die Berufsmatura ist mittlerweile zu einem Erfolgsweg für viele Jugendliche geworden, die nach der Lehre im Hochschulsystem eine weitere Qualifizierung suchen. Die bevorzugte Option für sie ist die Fachhochschule. In einzelnen Berufsrichtungen ist aber der Andrang von Absolventen mit gymnasialer Matura erheblich. Für sie genügt ein kurzes Praktikum als Nachweis der «Berufserfah-

runng», und ausgerechnet diese Kandidaten haben wiederum grössere Chancen als Junge mit Lehrabschlüssen, wenn Prüfungen und Lehrpläne universitären Anforderungen angepasst werden.

Bedrohte «Andersartigkeit»

Damit aber wird die «Andersartigkeit» der Berufsorientierung auf allen drei Ebenen – Lehrer, Selektion der Studenten, Ausbildung – verdünnt oder geht längerfristig verloren.

Universitätsvertreter bekunden oft Mühe, die Fachhochschulen als «gleichwertig» zu betrachten. Gemeinsame Forschungs- und Lehrprojekte, so wünschenswert sie sind, entgehen

Dem europäischen Trend einer einseitigen Akademisierung hat die Politik bislang widerstanden.

nicht immer dem hintergründigen Abhängigkeitsverhältnis von Senior- und Juniorpartner. Die Forderung einzelner Fachhochschulen nach eigenen Doktoraten zielt auf den ersten Blick auf die «Gleichwertigkeit» mit den Universitäten, könnte aber genau das Gegenteil erreichen, nämlich die Entstehung von Doktoraten erster und zweiter Klasse. Das unausgesprochene Hierarchieverhältnis von Universitäten und Fachhochschulen schliesslich zeigt

sich deutlich bei den «Passerellen» zwischen beiden: Es wechseln bedeutend mehr Studierende von der Universität zur Fachhochschule als umgekehrt.

Statt Gleichwertigkeit und Andersartigkeit also Hierarchie im akademischen Eintopf? Von einer solchen Verkehrung des gesetzlichen Auftrags sind wir zwar noch weit entfernt. Mit der Differenzierung der Hochschultypen und dem geforderten Praxisbezug der Fachhochschulen hat die Politik bislang dem europäischen Trend einseitiger Akademisierung widerstanden. Zum Glück. Die eigenständige Profilierung der Fachhochschulen darf aber nicht verlorengehen: Der «kleine Unterschied» bildet ein wichtiges Qualitätsmerkmal der höheren Bildung in der Schweiz. Ihn kreativ voranzutreiben, bleibt Daueraufgabe aller Beteiligten. Im europäischen Umfeld steht unser Land auch hier vor der Herausforderung, zu entscheiden zwischen Eigensinn und Anpassung, zwischen Bewahrung und Innovation, zwischen Vielfalt und Einfachheit. So sind wir dreifach herausgefordert, soll der «kleine Unterschied» zwischen Fachhochschulen und Universitäten auch in Zukunft bestehen.

Wolf Linder ist Politologe und emeritierter Professor an der Universität Bern sowie Mitglied des Schweizerischen Wissenschafts- und Innovationsrates. Er vertritt hier seine persönliche Meinung.

Jetzt abstimmen!

Das neue Energiegesetz gefährdet unsere bewährte, bezahlbare und sichere Energieversorgung!
Es führt zu...

...mehr Import von Kohlestrom aus dem Ausland

...höheren Preisen für Strom, Benzin, Diesel und Heizöl

...1'000 riesigen Windrädern, die unsere Landschaft verschandeln



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Stimmzettel für die Volksabstimmung vom 21. Mai 2017

Wollen Sie das Energiegesetz (EnG) vom 30. September 2016 annehmen?

Antwort

NEIN

Unheimliche Ruhe

An den Finanzmärkten gibt es kaum Anzeichen von Nervosität, obwohl die Bewertungen der Firmen hoch sind. Die Anleger begeben sich ohne Sicherung auf das Hochseil.

Von Beat Gygi



Wann kommt es zur Normalisierung? Optionenhandel in Chicago.

Die Welt müsste nun eigentlich deutlich ruhiger und stabiler sein als vor den soeben erfolgten Präsidentschaftswahlen in Frankreich. Thomas Jordan, Präsident der Schweizer Nationalbank (SNB), hat jüngst die Weltwirtschaft in positivem Ton dargestellt, dabei aber gewarnt: «Es bestehen jedoch erhebliche politische Unsicherheiten. Innerhalb der Euro-Zone dominieren derzeit die Präsidentschaftswahlen in Frankreich die Schlagzeilen.» Nach dem allseits beruhigenden Wahlsieg Macrons sieht man nun aber: Noch ruhiger als vor ein oder zwei Wochen kann die Welt eigentlich gar nicht sein. Jedenfalls dann nicht, wenn man Ruhe anhand des sogenannten Volatilitätsindex misst, der als Indikator für Schwankungen von Börsenkursen dient. Der Volatilitätsindex VIX, der sich auf den Aktienkorb S&P 500 bezieht, war vorher schon nah den Tiefstständen der Vergangenheit und ist nun sogar darunter gefallen, wie die gelbe Kurve der Grafik zeigt.

«Bei dieser unheimlichen Ruhe weiss man kaum mehr, was da draussen passiert», sagte kürzlich ein Vermögensverwalter, der den Index seit langem wie einen Pulsmesser nutzt. Es sei, als wäre man taub oder gefühllos. Zum Berechnen des Volatilitätsindex schaut man nicht einfach die vergangenen Aktienkurse an, sondern die Kurse der gehandelten zukunftsbezogenen Optionen auf diesen Papieren. Dar-

aus lässt sich ableiten, welche Aktienkurschwankungen die Anleger insgesamt etwa erwarten. Die Werte sind seit längerem fast so niedrig wie vor der Finanzkrise 2008 oder auch wie Mitte der neunziger Jahre, als der jahrelange Börsenboom über die Bühne ging.

Sandro Dittli, Anlagechef des Vermögensverwalters WMPartners, hat in der Grafik die gelbe Kurve des Volatilitätsindex und die graue Kurve der Kurs-Gewinn-Verhältnisse (KGV) für den gleichen Aktienkorb, den Index S&P 500, übereinandergelegt. Das KGV gibt an, wie der Börsenkurs einer Aktie zum Jahresgewinn des betreffenden Unternehmens pro Aktie steht. Fünfzehn bis zwanzig Mal den Jahresgewinn pro Aktie zum Kauf des Papiers zu bezahlen, gilt für viele Firmen als normal. Sehr hoch bewertete Firmen kommen auf ein KGV von 30 oder 50 oder mehr. Das Brisante an der Grafik ist, dass die Aktien in jüngerer Zeit an der Börse immer teurer geworden

sind, dass aber bei Anlegern keine Nervosität aufkommt. Nach Dittlis Worten muss man bis ins Jahr 1999 zurückgehen, um auf eine ähnliche Konstellation von hoher Bewertung und extremer Gelassenheit am Markt zu stossen – in die Zeit kurz vor dem Platzen der Internetblase.

Parallelen zur Dotcom-Blase?

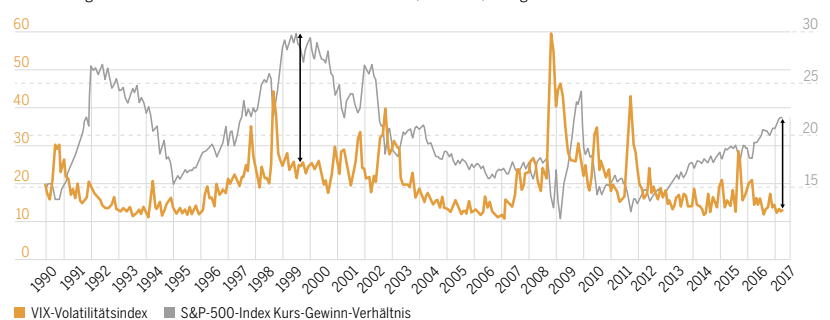
Ist daraus abzulesen, dass wir es heute ebenfalls mit der Ruhe vor dem Sturm zu tun haben? Thorsten Hens, Professor für Finance an der Universität Zürich, legt in nebenstehendem Interview dar, dass Volatilitätsmasse keine Prognosekraft hätten, dass sie seiner Ansicht nach aber ein Zeichen dafür seien, wie sorglos und ohne ernsthafte Absicherung die Anleger heute zur Sache gingen.

Dittli betont ebenfalls, dass der Volatilitätsindex keine Prognose zulasse, aber in Kombination mit den Börsenbewertungen und anderen Indikatoren, die auf optimistische Anleger hindeuteten, könne man durchaus einen gewissen Prognosecharakter daraus ablesen. So hätten in den USA kreditfinanzierte Aktienkäufe stark zugenommen, der Markt könnte nah an einer Korrektur sein – ohne dass man freilich etwas über den Zeitpunkt wissen könne. Falsch wäre deshalb seiner Ansicht nach auch der Ratschlag, die niedrige Volatilität jetzt zu nutzen, um auf fallende Kurse zu setzen, denn die Zeitdauer bis zu einem allfälligen Einbruch sei ungewiss.

Erinnert denn die heutige Stimmung am Markt ebenfalls an diejenige im Jahr 2000? Dittli sieht zwar Zeichen von starkem Optimismus, der möglicherweise auch die Frühindikatoren mit den Auskünften der Einkaufsmanager zu ihren Geschäften prägt, aber nach seiner Einschätzung sind zurzeit keine derart hohen Fantasiebewertungen von Firmen zu beobachten wie damals in der Dotcom-Blase.

Erinnerungen an die Jahrtausendwende

Entwicklung von Volatilitätsmass und Kurs-Gewinn-Verhältnis, indiziert, bezogen auf die Aktien des S&P-500-Index



QUELLEN: WMPARTNERS, BLOOMBERG

Die Aktien an den Börsen wurden in der jüngeren Zeit immer teurer.

Kurs-Gewinn-Verhältnisse von 25 bis 30, wie man sie heute sehe, seien in Zeiten mit extrem tiefen Zinsen und fehlenden alternativen Anlagemöglichkeiten durchaus erklärbar, zumal viele Firmen in jüngster Zeit gute Gewinnzahlen ausgewiesen hätten und die Konjunktur nun auch in Europa in Schwung komme.

Wann kommt es denn zur Normalisierung der Geldpolitik? Dittli rechnet mit weiteren Zinserhöhungsschritten der US-Notenbank, aber seiner Ansicht nach werden die Zentralbanken die nominellen Zinsen so lange wie möglich so tief wie möglich zu halten versuchen. Nur so und in Verbindung mit Inflation – in den USA zeigten sich schon deutliche Lohnsteigerungen – könnten sie die Schuldenberge abbauen. Durch Wirtschaftswachstum allein werde man nicht aus der Verschuldung herausfinden. Die Schuldensituation habe sich ja nirgends in Europa wirklich verbessert.

Sollte es tatsächlich zum Einbruch an den Börsen kommen – böten sich für Anleger da eigentlich gleiche Gewinnchancen wie bei Aufwärtsbewegungen? Hens sagt, der Anlagehorizont sei entscheidend. Kurzfristig orientierte Anleger würden besser fahren in Aufwärtsbewegungen. Aber langfristig denkende Investoren profitierten eher stärker von Phasen, in denen die Märkte einbrechen, wenn sie vorher Risikovorkehrungen getroffen hätten.

Wer über Liquidität verfüge, könne bei günstigen Gelegenheiten nachkaufen. Nach Hens' Ansicht sollten Pensionskassen eigentlich einen langfristigen Horizont haben, nur würden sie so reguliert, und dass sie sich kurzfristig verhielten. Die Regulierung von Pensionskassen nach dem buchhalterischen Deckungsgrad führe dazu, dass diese auf Jahresfrist anlegten und Volatilität scheuten. Es sei schlecht für unsere Pensionskassengelder, dass der Regulator nichts von Geldanlagen verstehe. ○

Intelligent anlegen.

LGT. Ihr Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG, 044 250 81 81

www.lgt.ch



Private
Banking

Geld

«Das kommt schleichend»

Finance-Professor Thorsten Hens über die Sorglosigkeit der Anleger, zur Schuldenlast und zur Zeitbombe in den Notenbankbilanzen.

Herr Hens, der Index für die Volatilität, also quasi für die Nervosität der Kurse an den Börsen, ist seit langem auf niedrigem Stand. Sehen Sie das als Zeichen für Stabilität und Zuversicht an den Märkten, als Signal dafür, dass sich so schnell wohl kaum etwas ändern wird?

Ein Volatilitätsindex misst den momentanen Zustand der Märkte und hat keine Prognosekraft. Er misst die Bereitschaft der Marktteilnehmer, sich durch Optionen gegen Risiken abzusichern, lässt aber keine Schlüsse über den künftigen Verlauf der Börsenkurse zu. Ich sehe die niedrige Volatilität vor allem als Zeichen für eine grosse Sorglosigkeit der Anleger.

Ist dieses Zeichen besorgniserregend?

Ja, es bedeutet, dass viele Anleger aufgehört haben, sich gegen Risiken zu schützen.

Wenn der Volatilitätsindex keine Prognosekraft hat, dann bedeutet ein niedriger Wert also nicht unbedingt, dass wir heute die Ruhe vor dem Sturm erleben?

Nein, aber der niedrige Wert bedeutet, dass die Anleger ungeschützt wären, wenn der Sturm käme. Offenbar gibt es viele Mitläufer. Wenn die Kurse nach oben gehen, sind sie sorglos, und wenn es runtergeht, wollen plötzlich alle einen Fallschirm haben.

Gibt es Sorglosigkeit auch anderswo?

Ja, zum Beispiel im Zusammenhang mit Anleihen von Unternehmen und Staaten. In den Zinsen der Obligationen ist nicht vollständig berücksichtigt, welche Risiken eigentlich mit dem Kauf von Firmen- oder Staatspapieren verbunden sind. Die Unterschiede zwischen erstklassigen und schlechteren Bonitäten, die Spreads, sind zu gering.

Ist das typisch, wenn es an den Märkten lange Zeit gut gelaufen ist?

Ja, die Menschen vergessen sehr schnell, welche Probleme einige Jahre zuvor im Mittelpunkt standen.

Sehen Sie heute Parallelen zum Jahr 2006, als die Welt sich im Boom befand und kurz vor der Finanzkrise stand?

Es gibt keine klaren Parallelen. Im Jahr 2006 war im Grunde klar, dass es am amerikanischen Immobilienmarkt eine Blase gab, aber den meisten war nicht bewusst, dass dies den Finanzsektor

derart stark treffen könnte, wie es dann eintrat.

Wie ist die Bewusstseinslage heute?

Heute ist es die Verschuldung der Staaten, die als Hauptproblem gilt. Wenn die von vielen erwartete Wende zu steigenden Zinsen tatsächlich kommt, werden die Steuereinnahmen nicht mehr ausreichen, um die Zinsen für die Staatsschulden zu bezahlen, und zwar in vielen Staaten, nicht nur in Griechenland.

Dann droht aber doch ein Schlag?

Das kommt nicht schlagartig, sondern eher schleichend, etwa nach dem Muster: Die Konjunktur erholt sich allmählich, und die Zentralbanken hören auf, Geld in die Wirtschaft zu pumpen. Und wenn die Zinsen steigen, können die Staaten die Zinslasten nicht mehr tragen.

Aber die Politiker werden sich wehren.

Ja, die grossen Notenbanken bleiben deshalb möglichst lange in ihrem Abwertungswettbewerb. Jeder versucht den Nachbarn durch Abwertung der eigenen Währung auszutricksen. Dies lässt überall, auch bei der Schweizerischen Nationalbank, die Bilanzen immer mehr anschwellen. Aber das ist langfristig nicht aufrechtzuerhalten. Meiner Ansicht nach tickt da eine Zeitbombe.

Dann droht später eine Explosion?

Wahrscheinlich. Die Zentralbanken könnten irgendwann beginnen, Staatsschulden aus den Bilanzen zu streichen.

Also Staatspapiere abschreiben?

Ja, so könnten die Bilanzen radikal gekürzt werden.

Und niemand sichert sich heute ab?

Es gibt die sogenannten Value-Investoren, die halten einen grossen Teil ihrer Mittel zurzeit in bar, weil sie die Börsenkurse für hoch und die Risiken für beträchtlich halten. Das ist letztlich sogar beruhigend, denn wenn es krachen sollte, gäbe es Investoren, deren Käufe die Märkte stabilisieren würden.



Thorsten Hens ist Professor für Finanzmarktökonomie am Swiss Finance Institute und am Institut für Banking und Finance (IBF) an der Universität Zürich. Die Fragen stellte Beat Gygi.

Besser als Pelé

Wie kein zweiter Stürmer ist Cristiano Ronaldo in der Lage, ein Fußballspiel ganz allein zu entscheiden. Seine Fähigkeiten verblüffen selbst die erfahrensten Trainer. Ein Versuch, das Erfolgsgeheimnis von «CR7» zu erklären. Von Thomas Renggli



«Kurz vor der Heiligsprechung»: Ronaldo im Champions-League-Halbfinale in Madrid.

Der FC Bayern München ist kein Fussballklub, der sich durch Demut, Zurückhaltung und Bescheidenheit definiert. «Mia san mia» hat er zu seinem Credo erklärt und nationale Titel zuletzt im Akkord gewonnen. Vor zweieinhalb Wochen wurde der deutsche Rekordmeister auf internationalem Rasen auf den Boden der Realität zurückgeholt. Faktisch genügte ein Mann, um ihn in der Champions League um das wichtigste Saisonziel zu bringen: Mit fünf Treffern in zwei Spielen bugsierte Cristiano Ronaldo die Münchner praktisch allein aus dem Wettbewerb. Im Rückspiel traf der 32-jährige Portugiese zuerst per Kopf, dann mit dem linken und schliesslich mit dem rechten Fuss.

«Ronaldo steht kurz vor der Heiligsprechung», kommentierte der deutsche Reporter Marcel Reif in einer Mischung aus Bewunde-

rung und ironischer Überhöhung. Im Hinspiel des Halbfinals gegen Atlético Madrid führte Cristiano Ronaldo mit seiner Rückennummer 7 – kurz «CR7» genannt – die Show nahtlos fort – mit sämtlichen Goals zum 3:0-Sieg. Es waren seine Europacup-Tore 101 bis 103 – und die Treffer 398 bis 400 im Real-Trikot (in 389 Spielen). Das macht eine phänomenale Torquote von 1,02 pro Spiel.

Alexander Frei, mit 42 Treffern aus 84 Länderspielen der Rekordtorschütze der Schweizer Nationalmannschaft, verneigt sich vor dieser Leistung: «Man sagt, dass ein Stürmer mit einer Quote von 0,3 gut ist, mit 0,5 sehr gut und ab 0,8 herausragend – dies ist aber selten. Die Torquote von Ronaldo ist schier unfassbar.»

Wie schafft es Ronaldo, sein Topniveau derart konstant zu halten? Wie gelingen ihm Treffer

aus schier allen Lagen? Was hebt ihn ab von anderen Spitzenfussballern? Bayern-Trainer Carlo Ancelotti, der mit Ronaldo während zweier Jahre bei Real arbeitete und 2014 die Champions League gewann, erklärte das Phänomen im Interview mit der amerikanischen Fernsehstation ESPN: «Ronaldo arbeitet härter und disziplinierter als alle anderen und achtet auf alle Details: von der Erholung über die Ernährung bis zum physischen Grundlagentraining.» Ancelotti hatte schon früher von Ronaldos Perfektionismus gehört, trotzdem war er erstaunt, als er ihn hautnah erlebte: «Bevor man es nicht mit eigenen Augen sieht, kann man sich nicht vorstellen, auf welchem Niveau er sich bewegt.»

Sir Alex Ferguson, der 2003 den damals 18-jährigen Ronaldo von Sporting Lissabon zu Manchester United holte, machte dieselben

Erfahrungen: «Ständig absolvierte er Zusatzeinheiten und trainierte seine Schusstechnik – mit rechts und links. Er feilte an seinem Kopfballspiel und an der Sprungkraft. Er liess sich täglich pflegen und achtete schon als junger Spieler extrem auf seinen Körper.» Obwohl Ronaldo ausreichend Gelegenheit zum Feiern hätte, leistet er sich keine Ausschweifungen und trinkt keinen Alkohol. Die Abstinenz hat auch einen tragischen Hintergrund: Ronaldos Vater war alkoholkrank und erlag einer Leberzirrhose.

Der Schweizer Trainer Bernard Challandes, der Ronaldos Karriere intensiv verfolgt und auf allen Stufen (mit der Schweizer Junioren-Nationalmannschaft, mit dem FC Zürich, mit der armenischen Nationalmannschaft) immer wieder gegen den Portugiesen spielte, lobt Ronaldo in den höchsten Tönen: «Ronaldo ist der Inbegriff des modernen Stürmers: schnell, dynamisch, explosiv. Er kann jedes Spiel in jedem Moment entscheiden. Es ist unmöglich, ihn mit einem einzelnen Gegenspieler an der Entfaltung zu hindern. Dafür braucht es viel Spielintelligenz und das ganze Kollektiv.»

Challandes' Erkenntnis erklärt auch, weshalb Ronaldo im Euro-Final gegen Frankreich ein entscheidender Faktor war, obwohl er nach wenigen Minuten verletzungsbedingt vom Platz musste: Die Franzosen hatten ihre Taktik so stark auf Ronaldo ausgerichtet, dass sie nach dessen Ausscheiden den Fokus verloren, sozusagen im eigenen Korsett gefangen waren und der portugiesischen Improvisationskunst nichts mehr entgegenzusetzen hatten.

Und dann zieht Challandes zwei Vergleiche, die in Argentinien und Brasilien als Tabubruch gewertet werden dürften: «Wenn ich wählen könnte zwischen Ronaldo und Messi, ich nähme Ronaldo. Messi ist super, aber Ronaldo steht mit seiner Athletik eine Stufe höher.» Im generationenübergreifenden Vergleich setzt Challandes noch einen drauf: «Ich bin mir nicht sicher, ob Pelé besser war als Ronaldo.»

Über 100 Millionen Follower

Angesichts seines extrovertierten und theatralischen Auftretens polarisiert Ronaldo wie kaum ein zweiter Fussballer. Seine Frisur sitzt auch nach 120 Minuten perfekt, weist sein Trikot Dreckspuren auf, scheinen sie von einem Designer gestaltet zu sein, selbst die Schweisstropfen in seinem Gesicht könnten Teil eines optischen Gesamtkunstwerks sein.

Mit seinem Verdienst hat Ronaldo Sphären erreicht, von denen selbst Tennis-Krösus Roger Federer nur träumen kann: Sein Vertrag bei Real spült Ronaldo 23,5 Millionen Euro pro Jahr in die Kasse, dazu kommen Werbeeinnahmen in doppelter Höhe. Mit einem geschätzten Jahreseinkommen von 82 Millionen Euro ist Ronaldo der bestverdienende Sportler.

Zum Vergleich: Als Günter Netzer 1973 – als erster Deutscher – zu Real Madrid wechselte,

sprengte sein Jahresalär (295 000 D-Mark) die Vorstellungskraft. Ronaldo verdient heute mehr als fünfmal so viel – pro Woche. Trotzdem stört sich Netzer nicht an diesen Zahlen: «Stars wie Neymar, Messi oder Ronaldo verdienen dieses Geld – sie geben uns mit ihren Fähigkeiten so viel Unterhaltung und Freude zurück, dass es sich nicht durch Lohnzahlungen aufwiegen lässt.» Und Ronaldo refinanziert sich selber. Pro Saison wird rund eine Million Real-Trikots mit der Nummer sieben verkauft.

Die immense Popularität spiegelt sich auch in den sozialen Medien. 116 Millionen Fans auf Facebook, 45 Millionen Follower auf Twitter und 100 Millionen Anhänger auf Instagram garantieren Ronaldo eine globale Ausstrahlung und machen ihn werbetechnisch zum Selbstläufer. Als er 2014 als erster Sportler (und zweite Person nach der Sängerin Shakira) auf

Weist sein Trikot Dreckspuren auf, scheinen sie von einem Designer gestaltet zu sein.

Facebook die 100-Millionen-Grenze knackte, war das dem amerikanischen Wirtschafts-magazin *Forbes* eine grosse Schlagzeile wert: «Social Media Superstar».

Trotz der vermeintlichen Entrücktheit hebt sich Ronaldo vom Klischee des oft etwas simpel gestrickten Profifussballers ab. Er trägt keine Tätowierung – damit er Blut spenden kann. Ronaldo entschloss sich dazu, als der Sohn seines portugiesischen Teamkollegen Carlos Martins an Leukämie erkrankte. Ausserdem ist er als Knochenmarkspender registriert. Bei der Fifa, wo er als regelmässiger Trophäensammler immer wieder auf der Gästeliste von VIP-Anlässen steht, weiss man nichts von Sondertouren oder Extrawünschen des Superstars: Er sei ein ausgesprochen höflicher und zurückhaltender Gast – und selbst als er vor einer Ballon-d'Or-Gala länger im Schneetreiben warten musste, habe er die Geduld nicht verloren. Nicht alle Kicker sind derart wintertauglich.

Nur die Familienplanung verlief nicht nach Plan. Sein Sohn Cristiano junior – geboren 2010 – stammt von einer englischen Gelegenheitsbekanntschafft, angeblich einer jungen Studentin, der viel Geld bezahlt wurde, damit sie Ronaldo das alleinige Sorgerecht überlässt, das Kontaktverbot zu ihrem Kind akzeptiert und für immer schweigt. Im Dokumentarfilm «The World at His Feet» (2014) erzählt Ronaldo vom innigen Verhältnis zu seinem Sohn und dass dieser in einer liebevollen Umgebung, aber ohne Mutter aufwuchs: «Irgendwann werde ich ihm das erklären. Ich bin sicher, er versteht das.»

Applaus von Ibrahimovic

Bis auf weiteres liegt die Wahrheit für Ronaldo ohnehin auf dem Platz. Und dort gibt es wenig Raum für Missverständnisse: Ronaldo kommt,

Ronaldo trifft, Ronaldo gewinnt. Keiner schießt präziser, keiner trifft regelmässiger, keiner ist besser: Cristiano Ronaldo – Ballzauberer, Modellathlet, Selbstdarsteller, Ausnahmefussballer. Und immer, wenn es wichtig wird, ist er in Topform. Eines seiner zahlreichen Meisterstücke lieferte er in den Play-off-Spielen der WM-Qualifikation 2014 gegen Schweden: Mit vier Toren (bei einem Gesamtscore von 4:2) kippte er die Skandinavier im Alleingang aus dem Rennen. Selbst der schwedische Star Zlatan Ibrahimovic, ebenfalls kein Muster an Bescheidenheit, musste in diesem Moment den Hut ziehen. Auf dem Rasen der Friends-Arena in Solna applaudierte er seinem Widersacher zu – konsterniert, bewundernd, ohnmächtig.

Wurde Ronaldo früher auf seine Freistösse und Distanzschüsse reduziert, ist dieses Vorurteil längst aus dem Weg geräumt. Ronaldo erzielt die Tore auf alle erdenklichen Weisen: nach Solovorstössen oder Kombinationen, aber auch im Stile eines Strafraumstürmers, der dorthin geht, wo es weh tut. Sein grosses Vorbild, der im Januar 2014 verstorbene portugiesische Ausnahmefussballer Eusébio, sagte über Ronaldo: «Er hat Magie in den Füßen – ist unglaublich schnell und kraftvoll. Er hat eine grossartige Technik und eine aussergewöhnliche Ballkontrolle. Er weiss, dass er mit dem Ball alles machen kann, und das macht ihn zu einem ganz speziellen Spieler.»

Ronaldo macht das, was im modernen Fussball immer schwieriger wird: Tore schießen. Der Stürmer ist heute oft ein Einzelkämpfer gegen perfekt organisierte, athletisch ausgereifte Verteidigungsreihen. Doch Ronaldo überwindet jedes Abwehrbollwerk. Petar Aleksandrov, früherer bulgarischer Nationalspieler und zweifacher Schweizer Torschützenkönig, ist vor allem von Ronaldos Effizienz beeindruckt: «Gegen Atlético beispielsweise sah man ihn vergleichsweise wenig, aber im entscheidenden Moment stand er dreimal am richtigen Ort.» Aleksandrov führt dies auch auf Ronaldos Erfolgshunger zurück: «Er will immer Tore schießen – und freut sich vor allem dann, wenn er selber trifft.» Ein guter Stürmer müsse auch egoistisch sein – um das Phänomen Ronaldo zu erklären, genüge dies aber nicht: «Er macht jede Mannschaft besser. Messi ist auf dem Feld vielleicht präserter. Aber wenn Ronaldo aktiv wird, passiert immer etwas.»

«CR7»: Im Weltfussball gibt es derzeit kein verlässlicheres Qualitätssiegel. «Die Leute sind neidisch auf mich, weil ich gut aussehe, reich und ein grossartiger Fussballer bin», sagte der Ballvirtuose einmal. Cristiano Ronaldo – das ist auch Eitelkeit, Extravaganz, Glamour und eine eigene Modelinie. Doch an der wichtigsten Tatsache ändert das nichts: Cristiano Ronaldo spielt phänomenal Fussball. Und wer ihm auf dem Feld gegenübersteht, hat ein gravierendes Problem. Die Münchner Bayern wissen Bescheid. ○

Ein Händchen fürs Schöne

Delia Fischer ist Gründerin von Westwing, dem weltweit erfolgreichsten Online-Shopping-Club für Inneneinrichtung. Anfang dreissig, führt sie 1600 Mitarbeiter.

Von *Claudia Schumacher*

Junge Menschen wuseln auf drei Stockwerken durch die Gänge, scherzen miteinander in der Kaffeeküche oder beugen sich über Pläne in Büroräumen, die mit Designstücken ausgestattet wurden. Der neue Unternehmenssitz von Westwing, dem international erfolgreichsten Online-Shopping-Club für Inneneinrichtung, wäre die ideale Kulisse, wollte man einen Film im Start-up-Milieu drehen.

Delia Fischer, eine Frau mit Puppengesicht und zierlicher Gestalt, könnte sich dann auch gleich selber spielen. Allerdings fehlt ihr dazu die Zeit: Die 33-jährige Westwing-Gründerin hat allein am Münchner Hauptsitz 400 Mitarbeiter, weltweit sind es 1600. Unter der Woche kann sie nicht einmal abends ihre Freundinnen treffen.

«Es ist schon verrückt», sagt Fischer, «als ich Westwing 2011 ins Leben gerufen habe, war ich noch das Mädchen für alles.» Sosehr sie sich als Leiterin eines jungen Unternehmens auch heute noch um flache Hierarchien bemüht: «Die Einstellungsgespräche kann ich leider mittlerweile nicht mehr selber führen. Und ich kenne auch nicht mehr jeden im Haus persönlich wie in den Anfangstagen, was ich ein bisschen schade finde», sagt sie und klingt dabei ebenso mädchenhaft wie geerdet.

Was Zalando in Sachen Mode, das ist Westwing im Bereich der Inneneinrichtung. Auf der Website des Unternehmens kann man von der Duftkerze über Betten bis hin zu Schaffner-Gartenmöbeln so ziemlich alles bequem online kaufen und zu sich nach Hause schicken lassen. Fischer war mit dieser Idee die Erste. Während heute viele Versandhändler Wohnaccessoires anbieten und von Ikea bis zum Nobeldesigner die meisten Möbelhersteller auch einen Online-Verkauf haben, gab es das 2011 noch nicht. Fischer hatte eine Nische entdeckt. Und bislang macht ihr niemand ernste Konkurrenz.

Geburtstag in Marrakesch

Anders als bei Zalando muss man sich bei Westwing anmelden, die Kunden sind Mitglieder. Westwing verzeichnet dreissig Millionen Mitglieder weltweit, 400 000 allein in der Schweiz. Zusätzlich zum Westwing-Club mit wechselndem Angebot gibt es den Online-Shop Westwing Now mit permanentem Sortiment. Das Besondere ist, dass der Kunde beraten wird. Das Angebot ist in «Looks» sortiert. Von «Rural Glam» bis «Fancy & Femi-



«Angenehme Chefin»: Unternehmerin Fischer.

nine» werden die Stücke in Kombination mit anderen gezeigt. Theoretisch kann man den Komplett-Look für einen Raum bestellen. Neben dem Westwing-Now-Katalog, der an die Kunden verschickt wird, führt Westwing auch ein Online-Magazin, in dem Menschen mit einem Flair für Inneneinrichtung ihre Türen für Homestorys öffnen und erklären, wie sie stilistisch vorgegangen sind. Sieben Journalisten arbeiten in der Westwing-Redaktion. «Wir haben einfach gemerkt, dass ein grosses Interesse an Experten-Know-how besteht», so Fischer, die selbst bereits zwei Bücher zum Thema Wohnen geschrieben hat.

Sechszwanzig Jahre alt war Fischer, als sie den Schritt in die Selbständigkeit wagte. Die Finanzierung war noch nicht einmal gesichert, als die damalige Journalistin ihren Job bei der Wohnzeitschrift *Elle Decoration* kündigte. «Einige meiner Freundinnen meinten damals schon, dass ich nicht alle Tassen im Schrank hätte, eine so tolle Stelle für den Sprung ins kalte Wasser aufzugeben.» Heute haben sie aber auch ihren Spass daran, wenn Fischer einfach mal übers Wochenende nach Marrakesch einlädt, um ihren Geburtstag zu feiern, wie soeben Anfang Mai. Und kommt die Westwing-Chefin von einer Reise zurück, hat sie wieder zehn neue, exotische Dekorations-Ideen.

«Das erste Jahr als Start-up war schon sehr intensiv: keine Wochenenden, kein Urlaub», erzählt Fischer und streicht ihr blondes Haar aus dem Gesicht. In ihrer damaligen Absorbiertheit habe sie auch irgendwann angefangen zu nerven. Auf den Rat ihres Umfelds hin habe sie also einmal «länger freigenommen»: Zwei Wochen waren es. Als Fischer davon erzählt, lacht Hannah Neumann, ihre Pressesprecherin, die beim Interview anwesend ist, herzlich auf. «Ja, Delia ist schon sehr passioniert. Aber gerade deshalb ist sie eine angenehme Chefin. Und erstaunlich ausgeglichen, muss ich sagen.» Fischer bewegt selbstkritisch den Kopf von links nach rechts und fügt dann mit ernstem Blick an: «Ich denke, ich bin zumindest gelassener geworden. In den ersten Jahren war ich doch leichter aus der Ruhe zu bringen. Ich bemühe mich jedenfalls, ein netter Mensch und eine faire Chefin zu sein.»

Die Mutter arbeitet auch im Betrieb

Viele Mitarbeiter aus der Anfangsphase sind nach wie vor bei Westwing – was wohl für Fischer spricht. Auch mit Stefan Smalla, der als ehemaliger Unternehmensberater das Management bei Westwing übernimmt und von Beginn weg als Co-Gründer dabei war, läuft es nach wie vor harmonisch. «Er jongliert die Zahlen, und ich bin der kreative Kopf, das hat sich bewährt», so Fischer. Auch ihre Familie arbeitet im Unternehmen. Die Mutter, die ihr von der Idee über die Realisierung bis heute den Rücken stärkt, ist Einkäuferin. «Von ihr

habe ich gelernt, was Stil ist. Und auch, was ein gutes Zuhause ausmacht», sagt Fischer. Das ist durchaus doppeldeutig gemeint: Eine junge Frau aus dysfunktionalem Haus würde sich wohl kaum so sehr zum Häuslichen hingezogen fühlen. «Meine Kindheit war glücklich. Wir waren nicht reich, aber wenn wir zusammen als Familie zu Abend gegessen haben, legte meine Mutter immer Wert darauf, dass der Tisch schön gedeckt war und ein Blümchen aus dem Garten darauf stand. Sie hat die Idee eines Zuhauses zelebriert – auch optisch.» Fischers Schwester, die als Werkstudentin zu Westwing kam, arbeitet ebenfalls im Betrieb, und der Vater hat 2011 die Tische im ersten Büroraum zusammengebaut, als das Start-up noch in bescheidenen Räumen untergebracht war.

Zweimal sind sie seither umgezogen: Westwing wird grösser und grösser. Neuerdings lanciert die Marke auch eigene Designstücke,

«Es kommt bei Investoren bis heute schon auch vor, dass ich nicht ganz ernst genommen werde.»

«Westwing Basics». Essenzielle Teile zu erschwinglichen Preisen, vom Bilderrahmen bis zum Handtuch. Nachdem ein paar temporäre Geschäfte in verschiedenen Ländern bereits erfolgreich waren, sucht Fischer mit ihrem Team momentan nach einer Adresse für einen dauerhaften Laden in München.

Damit sie bei aller Arbeit einen Ausgleich findet, hat sie sich einen kleinen Hund gekauft. «Der schlägt Alarm, wenn er rausmuss – und das ist gut für mich, sonst würde ich kaum einmal frische Luft bekommen», sagt sie und lacht. Sich als Promi oder It-Girl in der

Münchner Schickeria zu inszenieren, kommt ihr nicht in den Sinn. Bei dem Thema schaut Fischer verzweifelt ihre Pressesprecherin an – und beide müssen lachen. «Ich scheue den roten Teppich wie der Teufel das Weihwasser. Das ist nichts für mich», sagt Fischer. Wenn sie Zeit habe, mache sie lieber «normale Sachen». Dann unternimmt sie etwas mit alten Freundinnen aus der Schulzeit, macht ein bisschen Sport oder schaut Serien.

Geschäften wie Männer

Fischer ist gut mit anderen Gründerinnen vernetzt und beschäftigt bei Westwing «in der Kreativabteilung 64 Prozent Frauen – nimmt man noch die IT dazu, sind es ausgeglichene 50:50.» Dass Frauen nicht gut zusammenarbeiten könnten, hält sie für einen Gedanken aus der Mottenkiste der Geschichte. «Wir jungen Gründerinnen schauen uns das von den Männern ab: Wir unterstützen uns und helfen einander. Der Markt ist gross genug, und jeder hat andere Kernkompetenzen.» Ist es als Unternehmensgründerin manchmal schwer, sich gegen Männer durchzusetzen? «Es kommt bei Investoren bis heute schon auch vor, dass ich nicht ganz ernst genommen werde. Aber sicher auch, weil ich jung und klein bin.» Während sie in den frühen Jahren versucht habe, männlicher aufzutreten, schere sie sich heute nicht mehr darum. «Ich habe genug von dem Versuch, mich anzupassen, um bestimmten Vorstellungen zu entsprechen», sagt sie. Fischers Handy wird von einer Hülle mit Strasssteinchen geziert, zum Interview trägt sie High Heels. «Wer meint, als Intelligenznachweis brauche es zwingend eine Brille, der ist mir eh zu engstirnig. Mit dem muss ich nicht unbedingt Geschäfte machen.» ○



«Gibt es etwas Schöneres, als Zeit geschenkt zu bekommen?»

Maren Böck
Teamleiterin IT
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben



Versagt der Feminismus beim Staubsaugen?

Wie viel mehr verdient ein Zürcher im Vergleich zu einem Tessiner? In welchem Alter heiraten Schweizer? Wofür geben wir am meisten Geld aus? Niemand kennt unser Land so gut wie das Bundesamt für Statistik. Von Peter Keller und Doriano Strologo (Illustrationen)

Nennen wir ihn Herrn Müller, mit Vornamen Peter. Wie der Skiweltmeister von 1987 trägt er den häufigsten Vor- respektive Nachnamen der Deutschschweiz. Käme Peter Müller heute auf die Welt, liessen ihn seine Eltern Noah, Leon oder Luca taufen, die zurzeit beliebtesten Vornamen für Knaben. Sein weibliches Pendant, Maria Müller, ist inzwischen eine Mia, Emma oder Lara geworden.

Jedes Jahr fasst das Bundesamt für Statistik die Schweiz in Zahlen, ein Wälzer von über 600 Seiten. Davon lässt sich ziemlich genau das statistische Profil von Herrn und Frau Durchschnitt ableiten. Wie sieht ihr Leben aus? Was verdient Peter Müller im Monat? Wie viele Kinder hat seine Frau Maria? Wofür geben die Müllers ihr Geld aus?

Heiraten und Kinder ab 30

Durchschnittlich bekommt eine Schweizer Familie 1,54 Kinder, wobei Ausländerinnen deutlich mehr Nachwuchs zur Welt bringen (1,86) als



Markanter Gendergraben bei der Hausarbeit.

Schweizerinnen (1,43). In den 1960er Jahren lag die Quote bei knapp 2,5 Kindern. Was allen Eltern gemeinsam ist: Die Knaben sind bei Geburt zahlenmässig voraus (106,5 gegenüber 100 Mädchen). Das Geschlechterverhältnis dreht sich jedoch gegen Ende des Lebens deutlich. Bei den über 80-Jährigen liegt der Anteil der Frauen bei 63,3 Prozent, was eine logische Konsequenz der höheren Lebenserwartung ist: Peter beziehungsweise Noah Müller kann heute mit 80,7 Jahren rechnen. Frauen werden mit durchschnittlich 84,9 Jahren sogar das 22. Jahrhun-



Eine Familie hat durchschnittlich 1,54 Kinder.

dert erleben. Auch wenn die Formen des Zusammenlebens vielfältiger werden, ist zumindest für Paare mit Kindern die Ehe das mit Abstand häufigste Modell. Allerdings hat sich das durchschnittliche Erstheiratsalter seit 1971 von 26,4 (Männer) bzw. 24,1 Jahren (Frauen) auf 31,9 bzw. 29,6 Jahre erhöht. Parallel dazu ist das Alter der Mutter bei der Geburt gestiegen: 2015 waren mehr als zwei Drittel aller Mütter 30 Jahre oder älter; 1970 kamen 70 Prozent der Kinder vor dem 30. Lebensjahr der Mutter zur Welt.

Wie leben die Müllers? Mehrheitlich allein (35,1 Prozent der Privathaushalte). Zusammen mit den Paaren ohne Kinder (27,6 Prozent) lebt eine deutliche Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer ohne Nachwuchs in ihren vier Wänden. Wobei «ihre» vier Wände meistens nicht die eigenen sind. 62,6 Prozent leben in Mietwohnungen. Oder andersrum gesagt: Weniger als zwei Fünftel können sich hierzulande Wohneigentum leisten. Ein europäischer Minusrekord. In der EU liegt die Quote bei 70 Prozent. Trotz hohem Anteil von Singlehaushalten leben durchschnittlich 2,25 Personen in einem Schweizer Privathaushalt. Pro Kopf stehen den Müllers 45 Quadratmeter Wohnfläche zur Verfügung. 84,5 Prozent der Bevölkerung wohnen heute in Städten oder Agglomerationen. Die Konsumausgaben pro Haushalt fürs Wohnen liegen bei 1503 Franken im Monat, was angesichts der Dauerklage über die hohen Mietpreise nicht übertrieben erscheint. Der Durchschnittsschweizer schaut täglich 124 Minuten fern, weit länger, nämlich 172 Minuten, läuft der TV in der italienischsprachigen Schweiz.

Die pro Woche getätigte Haus- und Familienarbeit legt einen markanten Gendergraben offen: Die Frauen leisten 27,5 Stunden, während die Männer bloss auf 17,3 Stunden kommen. Versagt der Feminismus spätestens beim Staubsaugen? Waren all die Gleichstellungskampagnen für die Katz respektive für den Kater? Man könnte einwenden, dass Männer ihre Haushaltsarbeit effizienter gestalten oder weniger anspruchsvoll sind, was allgemeinverbindliche Hygienestandards betrifft.

Was verdienen die Müllers?

Wenn Noah und Mia Müller die obligatorische Schulzeit durchlaufen haben, beginnen sie in der Regel eine Berufsausbildung. Rund zwei Drittel der Schulabgänger machen eine Lehre, beispielsweise als Schreiner, Coiffeuse oder Detailhandlungsangestellte. Obwohl die Schweiz noch immer einen starken Industriesektor hat, sind drei Viertel der Erwerbstätigen im Dienstleistungsbereich beschäftigt. 36 Prozent arbeiten Teilzeit, die grosse Mehrheit (76 Prozent) sind Frauen. Die durchschnittlich geleistete Wochenarbeitszeit beträgt 41,7 Stunden. Die Schweizer sind ein Volk von Angestellten, nur jeder achte Erwerbstätige ist selbständig.

2016 betrug die Arbeitslosenquote 4,3 Prozent, sie lag zur Jahrtausendwende noch bei deutlich tieferen 2,6 Prozent. Rund 70 Prozent der Erwerbsfähigen gehen einer Erwerbstätigkeit nach. Wenn es um die Höhe des Lohns geht, herrscht Diskretion. Das Bundesamt für Statistik liefert dennoch Zahlen. Der monatliche Bruttolohn in der Schweiz liegt bei 6427 Fran-



9,5 Liter Alkohol trinkt der Schweizer im Jahr.



Der Fernseher läuft täglich 124 Minuten.

ken (2008: 5125 Franken). Dabei handelt es sich um den Medianlohn: Die Hälfte verdient mehr beziehungsweise weniger als diesen Richtwert. Es gibt regional deutliche Unterschiede. Im Tessin liegt der Medianlohn bei 5125 Franken, in der Ostschweiz bei 5813, in der Zentralschweiz bei 6196, in der Nordwestschweiz bei 6451. Am meisten verdienen die Leute in Zürich (6614 Franken), wobei hier die Lebenskosten weit höher liegen.

Wohin geht das Geld? Neben dem Wohnen (1503 Franken) kostet vor allem die Mobilität (805 Franken). 20 500 Kilometer legen die Müllers im Jahr zurück, 49 von 100 Kilometern mit dem Auto. Der tägliche Arbeitsweg beträgt 14,5 Kilometer. Der Anteil des Freizeitverkehrs liegt bei 54 Prozent. Pro Jahr unternehmen die Müllers 3,1 Reisen mit Übernachtungen, das beliebteste Reiseziel bleibt die Schweiz. Weitere Konsumausgaben pro Haushalt sind Bekleidung/Schuhe (226 Franken), die Krankenkasse (563 Franken) und Nahrungsmittel (642 Franken). Im Jahr verspeist ein Durchschnittsschweizer 532,9 Kilo pflanzliche und 324,3 Kilo tierische Nahrungsmittel (Fleisch, Eier, Fisch, Milch/Milchprodukte, tierische Fette). 13 Prozent trinken täglich Alkohol, das ergibt pro Person und Jahr 9,5 Liter. Weniger als ein Drittel der Bevölkerung raucht (28 Prozent), Tendenz leicht rückläufig. Der grösste Geldfresser ist jedoch der Staat: Die obligatorischen Ausgaben für AHV/IV, Pensionskasse, Steuern und Krankenkasse belaufen sich auf 29 Prozent der Haushaltsausgaben.

Ein Leben lang arbeiten ist relativ. Die Männer gehen mit durchschnittlich 63,5 Jahren in Pension, Maria Müller wird etwas früher mit 63,1 Jahren pensioniert. Beiden Geschlechtern bleiben dann noch rund 20 Jahre Lebenszeit im Ruhestand. Bis dann spätestens der Tod sie scheidet (die selbstgewählte Scheidungsquote liegt bei 41 Prozent). Die beiden häufigsten Todesursachen sind Krankheiten der Kreislauforgane (33 Prozent) und Krebs (27 Prozent).

Statistisches Jahrbuch der Schweiz.
NZZ Libro. 624 S., Fr. 120.–

Schulen

Politik statt Verstand

Zwei Fremdsprachen in der Primarschule zu lernen, bringe nichts, ja schade sogar, sagen Forscher. Ihre Einwände werden von den Bildungspolitikern ignoriert.

Im zürcherischen Meilen fand in den siebziger Jahren ein Schulversuch mit Frühfranzösisch ab der vierten Klasse statt. Ein damaliger Schüler sagt heute: «Im Gymi dachte ich: «Das kann ich.» Aber nach wenigen Wochen merkte man nichts mehr von einem Vorsprung.» Dasselbe hat die Sprachforscherin Simone Pfenninger festgestellt. In einer Langzeitstudie verglich sie zwei Gruppen von Gymnasiasten. Die einen hatten früh mit Englisch begonnen, die anderen spät. Das Resultat: Die Spätlernenden holten die Frühlernenden nach kurzer Zeit ein.

Und doch sagen Politiker, wie etwa jüngst im Kanton Thurgau, es gebe «gemäss derzeitigem wissenschaftlichem Forschungsstand keine Evidenz für oder gegen das derzeitige Sprachenmodell». Oder Stefan Wolter, ehemaliger Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Bildungsforschung:

«Wer den Unterricht einer zweiten Fremdsprache aus der Primarschule verbannen will, kann dies nicht mit wissenschaftlicher Forschung begründen.»

Urs Kalberer, Sekundarlehrer und Sprachdidaktiker, sagt: «Diese Aussage ist unzulässig, aber es korrigiert ihn niemand.» Nun

«Analytisch dem Kind vor der Pubertät Sprache beibringen geht nicht.»

muss man wissen, dass die Erziehungsdirektorenkonferenz und der Bund über die Schweizerische Koordinationskonferenz Bildungsforschung (Coreched) in Dänemark eine Studie zum Fremdspracherwerb in Auftrag gaben. Die dänischen Forscher nahmen sich bestehende Studien vor, der Grossteil von ihnen stammt aus Spanien.

Darin geht es um Schüler, die bereits bilingual sind, also Spanisch und Baskisch können. Man untersuchte, welche Faktoren das Erlernen einer Drittsprache beeinflussen. Kalberer kritisiert: «Diese Fragestellung betrifft uns in der Schweiz nicht. Bei uns geht es ums Alter. Und bilingualen Unterricht haben wir ja gar nicht.» Die Altersfrage wird in der dänischen Studie nur am Rande betrachtet, und da heisst es, dass ältere Schüler eine Fremdsprache besser und schneller lernen.

Die Studie von Pfenninger fand nicht Eingang in die Auftragsstudie der Schweiz. Sie sei qualitativ ungenügend, hiess es. Dabei hatte die Universität Zürich der Autorin dafür die Habilitation verliehen. «Es geht rein nur um Politik», sagt Kalberer.

Interessante Daten kommen auch aus der Innerschweiz: Bloss ein Drittel der Schüler erreicht am Ende der sechsten Klasse im Fach Französisch die Lehrplanziele in den Bereichen Hören, Schreiben und Sprechen.

Die meisten sind überfordert

Jetzt schaltet sich der prominente Kinderarzt Remo Largo («Babyjahre») in die Debatte ein. Zwei Fremdsprachen in der Primarschule, sagt er, das «bringt nichts. Es kann sogar schaden.» Man rede bloss über Politik. Über die Betroffenen, die Kinder, rede man nicht. «Das erbittert mich.» Man

rede auch nicht darüber, wie Kinder Sprache erwerben. Nicht mit Wörtli-Lernen und Grammatik. «Analytisch dem Kind vor der Pubertät Sprache beibringen geht nicht», sagte er an einer Podiumsveranstaltung in Winterthur.

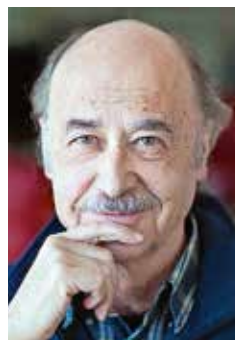
Unterstützt wurde er vom Elgger Sekundarlehrer Christoph Ziegler, der seit 25 Jahren Deutsch, Englisch und Französisch unterrichtet, davon rund zehn Jahre ohne Frühfremdsprachen. Er sagt: «Was die Schüler aus der Primarschule mitbringen, ist sehr, sehr, sehr dürftig.» Umgekehrt gehe in der Oberstufe in Französisch «relativ schnell relativ viel». Für viele Kinder – von den Vifsten abgesehen – seien zwei Fremdsprachen eine Überforderung. Es sei eben nicht so, dass diese in der Primarschule «nur spielerisch» gelernt würden.

Eine langjährige Primarlehrerin, die Englisch ab der zweiten Klasse unterrichtet, sagt, das Lehrmittel sei so aufgebaut, dass man schon von Anfang an schreibe. Für Kinder, die Ende der ersten Klasse noch nicht gut lesen und schreiben können, sei das eine zusätzliche Anforderung.

Ab der vierten Klasse gehe es dann «rassig fürschi», mit «happigen Satzkonstruktionen» und einem hochkomplizierten Wortschatz.

Erst einmal richtig Deutsch zu lernen, das wäre in den Augen der Lehrer wichtig. Und für die Fremdsprachen hat Largo eine Idee: gemeinsame Lager mit welschen Schülern.

Daniela Niederberger



Autor und Arzt Largo.

«Ich habe keinen Tag gearbeitet»

Was Rang und Namen hat, sass bei Larry King vor dem Mikrofon. Mit vermeintlich «dummen» Fragen erwärmte er Superstars und acht US-Präsidenten zum Seelenstrip. Sechzig Jahre lang. Und die ganze Welt schaute zu. Audienz beim König der Talkshows an der New Yorker Park Avenue. Von Urs Gehrig

Aus Zimmer 1731 sind schlurfende Geräusche zu vernehmen. Langsam öffnet sich die Tür. Rahmenbrille, rotes Hemd, Hosenträger. Da steht er. Larry King, 83, die lebende Legende der Talkshows, in seiner typischen Montur und mit einem Lächeln so breit wie der Broadway. «Treten Sie ein in mein Reich.»

Zwei Tage zuvor hat man ihn an einer Gala in Los Angeles für sein Lebenswerk geehrt, dessen Eckdaten Vorstellungskraft und Bewunderung gleichsam herausfordern: sechzig Jahre auf Sendung. 60 000 Interviews. Zig Millionen Fans in allen Ländern der Erde. Nun steht er allein in der Suite des New Yorker «Loews Regency Hotel» und sieht etwas mitgenommen aus. Er sei die ganze Nacht ohne Schlaf quer über den Kontinent geflogen, um hier in New York nach seinem Bruder zu schauen, dem es nicht gutgehe.

Tief unter dem Fenster pulsiert die Metropole, in der unglaubliche Karrieren ihren Anfang nehmen. Kaum eine jedoch ist so fantastisch wie jene des kleinen Lawrence Harvey Zeiger aus Brooklyn. Des Sohns jüdischer Einwanderer, der mit neun Jahren Halbwaise wurde, der in einem ärmlichen Haus aufwuchs, die Schule abbrach und auszog, gesegnet mit einem geölten Mundwerk und unersättlicher Neugier, die Welt zu unterhalten.

1985 erreichte er den Zenit mit seiner «Larry King Live»-Show. Auf dem Nachrichtensender CNN ging er fast jeden Abend mit einem neuen Gast auf Sendung, 25 Jahre lang. Das schaffte niemand vor und nach ihm.

Viel wurde über Kings «weiche» Interviewtechnik gespottet. Doch es waren seine «dummen Fragen», sein Erforschen und geduldiges Zuhören, die sein Gegenüber zum Seelenstrip aufwärmten. Mit dem King-Style holte er alles, was Rang und Namen hat, vors Mikrofon. Acht US-Präsidenten, die globale Polit-Prominenz, Showstars von Bette Davis über Sinatra, Brando, Elizabeth Taylor, Michael Jackson bis Lady Gaga. «Ich bin wie die Couch im Wohnzimmer», sagt Larry King über seinen Erfolg. «Sie steht immer am selben Platz, sie ist bequem und lässt dich nie im Stich.»

In seiner Suite an der mondänen Park Avenue breitet er ungeduldig die Arme aus und sagt: «Let's go!»

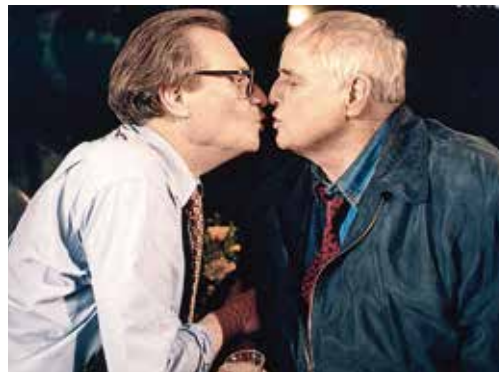
Larry King, wie fühlen Sie sich, wieder zu Hause in New York?

Ich wohne seit Jahren in Los Angeles. Aber hier unten liegen meine Wurzeln. Ich bin in

Brooklyn aufgewachsen, wir waren so arm, ich konnte nicht einmal Park Avenue sagen. Die Worte kamen nicht über meine Lippen. Bis zum heutigen Tag kneife ich mich jeden Morgen in den Arm, um mich zu vergewissern, dass alles wahr ist, was ich seither erlebe. Ich habe die Stadt mit 22 Jahren verlassen und bin nach Miami gegangen, um Radio-Talkmaster zu werden. Ich hatte keinen Cent und wohnte bei meinem Onkel. Eine kleine Radio-Station versprach, sie würde mich anheuern, sobald eine Stelle freiwürde, also habe ich dort rumgehungen. Zwei Wochen lang. Dann kam mein Moment, am 1. Mai 1957.

Bevor Sie zum ersten Mal auf Sendung gingen, hatten Sie sich bereits zum «King» gekrönt. Wie kam das?

Marshall Simmons, der Manager des Senders, hat mir den Namen gegeben. Simmons rief mich rein und sagte: «Nun, bist du bereit, Larry?» «Ich bin bereit», sagte ich. «Okay, viel Glück, welchen Namen wirst du verwenden?» Es war sieben Minuten vor neun, ich weiss noch, wie ich auf die Uhr geschaut habe. Ich sagte: «Larry Zeiger» – mein echter Name. «Nein», protestierte Marshall, «das ist zu ethnisch.» Er hatte den *Miami Herald* aufgeschlagen, da stand eine Werbung drin für King's Wholesale Liquors. Er fragte: «Wie



«Echte Dinge»: mit Marlon Brando (r.), 1994.

wär's mit Larry King?» Ich sagte: «King klingt okay.» Später habe ich meinen Namen offiziell geändert. Dann kam mein Moment. Neun Uhr. Meine erste Show, ich hatte Riesenschiss. Ich sass vor dem Mikrofon, ich fuhr die Musik runter, aber nichts kam aus meinem Mund.

Sie hatten einen Blackout?

Ich sah alle Träume von einer Radiokarriere vor meinen Augen zerplatzen. Da schmeisst Simmons die Studiotüre auf: «Das hier ist Kommunikationsbusiness, verdammt noch

mal! Sprich!» Also nahm ich meinen ganzen Mut zusammen, drehte das Mikrofon auf und stammelte: «Guten Morgen, mein Name ist Larry King.» Bis zum heutigen Tag brauche ich dieselben Worte, wenn ich auf Sendung gehe. Dann fuhr ich fort: «Das ist meine erste Show, ich habe mein ganzes Leben davon geträumt, und jetzt habe ich Todesangst.» Ich habe die Wahrheit gesagt. Mein Freund Jackie Gleason, der legendäre Komiker, Schauspieler und Komponist, sagte mir später: «Du hast an diesem Tag etwas gelernt: Das einzige Geheimnis eines Showmasters ist, dass es kein Geheimnis gibt. Sei du selbst.» Seither war ich nie mehr nervös, ich bin einfach ich selbst. Entweder mögen mich die Leute oder nicht. Ich mache keine Hirnoperationen, ich rette keine Menschen aus dem Feuer. Ich bin bloss ein Talkmaster. Das Schicksal hat mich mit einer guten Stimme gesegnet, mit Neugier. Es ist alles ein Geschenk.

Ehrlichkeit – ist das der Schlüssel zu Ihrem Erfolg?

Ehrlichkeit und Bescheidenheit. Ich lasse mein Ego an der Studiotür zurück. Ich weiss: Ich stehe morgen wieder vor der Kamera. Der Gast hat bloss einen Auftritt. Ihm gehört die Bühne. Wenn die Kamera dauernd den Talkmaster im Bild hat, ist das eine schlechte Show. Es gibt heute zu viele Shows, in denen der Gastgeber mehr zählt als der Gast. Bei mir ist der Gast der Star.

Wenn Sie die Gelegenheit gehabt hätten, Osama Bin Laden zu interviewen, mit welcher Frage hätten Sie das Gespräch eröffnet?

Sicher nicht so: «Warum haben Sie 3000 Menschen umbringen lassen?» Wenn ich mit einer konfrontativen Frage beginne, haben wir einen netten Fight, aber das Publikum hat nichts davon. Ich hätte ihn gefragt: «Herr Bin Laden, Sie sind in einer der reichsten Familien in Saudi-Arabien aufgewachsen. Warum haben Sie dem Wohlstand den Rücken gekehrt, um in einer Höhle am Hindukusch zu leben?» Ich hätte also versucht, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Der Gast muss sich ernst genommen fühlen. Eine Binsenwahrheit lautet: «Niemand schaut in den Spiegel und sagt: Ich bin böse.» Hitler hätte nie von sich gesagt: «Ich bin ein Teufel.» Ich hätte Hitler gefragt: «Warum haben Sie begonnen, Juden zu hassen? Waren Sie verletzt? Was ist Ihnen passiert?» Ich will lernen. Das ist mein Ziel. Mein Jugendfreund Herbie Cohen, der grosse Verhandlungsexperte [«You Can Ne-



«Ich lasse mein Ego an der Studiotür zurück»: Larry King in seinem Haus in Beverly Hills, Kalifornien.

gotiate Anything», Red.], sagte: «Larry, das Geheimnis zu deinem Erfolg ist, dass du dumm bist.» Herbie hat recht. Ich weiss nichts über Justiz, Politik, Wissenschaft. Also will ich lernen.

Sie haben 60 000 Interviews geführt. Welcher Gast hat Sie am meisten überrascht?

Jemand, den ich überhaupt nicht mochte. G. Gordon Liddy, der den Einbruch in das Hauptquartier der Demokratischen Partei im Washingtoner Watergate-Gebäudekomplex geplant und überwacht hatte. Ich wollte ihn hassen. Denn ich hasste den Watergate-Diebstahl [das Watergate 1972 war der grösste amerikanische Politikskandal des 20. Jahrhunderts, Red.]. Aber da war etwas an ihm. Ich sagte ihm: «Es wurde berichtet, Sie wären bereit gewesen, Jack Anderson, den investigativen Journalisten und Pulitzerpreisträger, umzubringen.» «Sicher», sagte er, «ich hätte ihn getötet.» Ich fragte weiter: «Und wenn der Präsident Ihnen befohlen hätte, mich zu töten?» – «Dann hätte ich Sie getötet.» Er war pervers ehrlich. Das beeindruckte mich.

Welches war das schwierigste Interview?

Rock Hudson hatte eine Frau, nicht viele Menschen wussten von ihr. Sie befand sich in einem Pflegeheim in Los Angeles. Wir kündigten das Interview gross an: «Rock Hudson, an Aids gestorben, war schwul, aber er hatte eine Frau. Hören Sie die ganze Geschichte heute Abend bei «Larry King Live».» Sie kam rein, eine sehr nette Lady in den Siebzigern. Aber die Frau hatte nichts zu sagen, und wir hatten eine ganze Stunde zu füllen. Ich musste jedes Wort aus ihr herausziehen. Das war Arbeit. Wenn ich schon das Wort Arbeit sage: Hey, ich habe keinen einzigen Tag gearbeitet! Das letzte Mal, dass ich gearbeitet habe, war in dieser Stadt, für United Parcel Service nach der Highschool.

1963 landeten Sie Ihren ersten Scoop, als Sie Frank Sinatra interviewten. Es war eine Sensation, denn er mied die Medien. Ol' Blue Eyes vor das Mikrofon zu locken – war das nicht harte Arbeit?

Nein. Meine Sinatra-Story geht zurück auf eine Grundregel des Showbusiness. Als Sinatra vor meinem Studio auffuhr, nahm mich sein Manager zur Seite und sagte: «Mein Job

ist es, solche Auftritte um jeden Preis zu verhindern. Aber zu Ihnen wollte er um jeden Preis. Der Teufel muss Sie reiten.» Die Wahrheit war: Sinatra hatte bei meinem Freund Jackie Gleason eine alte Schuld offen. Im Show Business ist nichts heiliger, als eine Schuld zu begleichen. Gleason mochte mich. So sehr, dass er Sinatra aufforderte seine Schuld vor meinem Mikrofon zu begleichen. Da sass er nun, und die Chemie stimmte. Sinatra war faszinierend. Er war damals so berühmt wie Elvis und die Beatles zusammen. Aber ein komplizierter Typ, unglücklich, nie zufrieden. Er wusste, was Glück bedeutete, und er kannte sich aus mit den dunkelsten Ecken der Traurigkeit. Er kannte keine Graustufen, nur Schwarz und Weiss. Wenn er jemanden nicht mochte, hatte man keine Chance bei ihm. Mich mochte er von der ersten Sekunde weg. **Sinatra kam viele Male in Ihre Sendung. Er hat vor Ihnen sein Herz geöffnet wie sonst vor niemandem. Wissen Sie warum?**

Ich habe einen Brief von Frank, eingerahmt in meinem *trophy room*. «Mein Freund, du lässt die Kamera verschwinden», schreibt er.



Snoop Dogg (2010): Larry dreht eine Runde in Snoops tiefgelegtem 1967er Pontiac. King: «Wir hüpfen auf und ab, was soll das?» Snoop: «Das nennt sich *dippin'*, das ist, was wir tun an der West Coast, Larry.»



Bette Davis (1988): King: «Sie sagten einmal: <Sex ist ein Streich, den Gott der Menschheit spielt.>» Davis: «Das stimmt. Während des Akts stöhnt man dauernd: <Ohhhh, ist dieser Typ göttlich.>»



Mark D. Chapman (1992): King fragt John Lennons Mörder: «Bereuen Sie Ihre Tat?» Chapman: «Ja. Damals war er für mich bloss ein Plattencover, eines, das er mir freundlicherweise persönlich signiert hatte.»

«So holst du aus deinem Gast das Maximum hervor. Du gewinnst sein Vertrauen, weil du faire, gute Fragen stellst. Du bist nicht da, um mich zu hämmern, du gibst mir Zeit, um zu antworten. Du hast keine Agenda.» Das ist etwas, was ich wirklich nie hatte. Ich gehe nie auf Sendung, um jemanden zu verletzen oder jemandem zu helfen. Der Verleger Malcolm Forbes sagte einmal: «Larry kriert ein Vakuum und füllt es aus.» Ich bin einfach unglaublich neugierig. Hey, Sie wollen nicht neben mir im Flugzeug sitzen. Ich löchere Sie mit Fragen. Neugier ist mein Naturell und mein Motor. Vor ein paar Monaten flog ich von New York nach L.A. Neben mir sass der Präsident von Audi. Ich habe ihn zur Verzweiflung getrieben. Er ging fünf Mal auf die Toilette, obschon er nicht gehen musste. Er wollte bloss eine Pause von mir. Aber ich habe alles über Autos erfahren. Wollen Sie ein Auto kaufen? – ich gebe Ihnen die besten Tipps.

Sie haben ganz Hollywood interviewt. Legendär ist Ihr Interview mit Marlon Brando. Am Schluss küsste er Sie auf die Lippen. Wie fühlte sich das an?

Brando ist der einzige Mann, der mich je auf die Lippen geküsst hat. Es geht mir bis heute nicht aus dem Kopf. Es war faszinierend. Brando gab überhaupt nie Interviews. Eines Tages ruft mich sein Manager an. Brando sei bereit, mich in seiner Villa zu treffen. Ich solle mich in der Hotellobby bereithalten. Plötzlich fährt eine Limo vor, am Steuer Brando persönlich. Der Portier sagt zu mir: «Ich sehe etwas, aber ich kann es nicht glauben.» Ich fahre also mit Brando durch Beverly Hills. Auf einmal beginnt er zu singen. Brando kannte die Texte aller Lieder der Welt auswendig. Er beginnt mit einer Zeile, ich fahre fort mit der nächsten. Bei ihm angekommen, fragt er, worüber wir sprechen sollen. «Über Filme», sage ich.

«Nein, das langweilt mich», gibt er zurück. «Sprechen wir über echte Dinge. Über Architektur. Oder Erdbeben.»

War er einsam?

Er litt darunter. Beim Nachtessen fragte er mich: «Weisst du, was das Schlimmste ist, wenn ein Schauspieler berühmt ist? Die Isolation. Denn ein guter Schauspieler muss die Menschen beobachten. Aber wenn du berühmt wirst, beobachten sie dich.» Johnny Depp sagte mir später dasselbe. Brandos Beobachtungsgabe war unglaublich. «Siehst du das Paar dort drüben?», fragte er mich auf unserer

«Fidel musste etwas an sich haben, das ausserordentlich war. Ich hätte gerne herausgefunden, was es war.»

Autofahrt. «Sie werden sich trennen. Er schaut geradeaus über ihre Schulter. Wenn man geradeaus über die Schulter des Partners schaut, ist es vorbei.» Ich habe solche Beobachtungen immer sehr geschätzt, egal, ob sie von Präsidenten oder Schauspielern stammten.

Sie haben alle US-Präsidenten seit Richard Nixon interviewt, acht insgesamt. Von wem haben Sie am meisten gelernt?

Ich habe von jedem viel gelernt, denn es braucht ein unglaubliches Ego, um als Präsident und *world leader* zu kandidieren. Trump kenne ich am besten. Ich kenne ihn seit 35 Jahren.

Sie nennen ihn einen Freund.

Er ist ein Freund, aber ich würde ihn nie wählen. Ich bin sehr enttäuscht von ihm. Ich weiss, dass er im Grunde sehr weltoffen ist. Schert sich Trump um Abtreibung? Ach was. Er hat die Abtreibung finanziert. Interessiert er sich für Religion? Er ist kaum je zur Kirche gegangen. Er ist kein Rassist. Er ist ein *classist* – er denkt in Klassen. Wenn du Geld und Erfolg hast, egal, ob schwarz, weiss oder gelb, dann

bis du jemand. Aber wenn du ein einfacher Mann bist, bist du ihm egal. Und er haut Leute übers Ohr. Zu mir war er immer sehr nett.

Er hat Ihre Frau zum Essen ausgeführt, als Sie im Spital waren.

Er bucht für mich jedes seiner Hotels, wann immer ich will. Im New Yorker «Plaza» buchte er für mich die ehemalige Suite des Stararchitekten Frank Lloyd Wright.

Haben Sie von ihm gehört, seit er Präsident ist?

Nein, während des Wahlkampfs rief er mich jede Woche an. «Hättest du das geglaubt, Larry? Das ist unglaublich», sagte er jeweils. Einmal rief er an und fragte: «Was denkst du, Larry, wer ist zäher, Biden oder Hillary?» Ich sagte: «Biden.» – «Nein, Biden ist ein Idiot.» Ich sagte: «Hillary.» – «Ach Hillary – ich habe genügend Material gegen sie, um sie zu versenken.» Ich verlor die Geduld: «Donald, warum fragst du mich denn?» – «Ich wollte mich bloss vergewissern.» Immer wenn du mit ihm sprichst, geht es nur um ihn.

Ist Donald Trump ein guter Mensch?

Schwer zu sagen. Er hat keine Philosophie.

Ist er einfühlsam?

Nein.

Wird er Amerika wieder grossartig machen?

Ich wüsste nicht, warum Amerika nicht grossartig sein sollte. Trump hat nie ein Buch gelesen. Das Fernsehen ist sein Boss. Er will dauernd im Fernsehen kommen. Niemand, ich sage, niemand, war einfacher für meine Show zu buchen als Trump. Schlechte Presse ist ihm egal. Sein Ziel ist, auf die Titelseite zu kommen. Und er lügt die ganze Zeit. Er behauptete, seine Auftritte bei mir hätten die besten Ratings gehabt. Blödsinn. Er war nie weiter vorne als auf Platz fünfzehn. Jetzt gehen seine Lügen rund um die Welt. Die *Washington Post* hat neulich über 400 Lügen seit Amtsantritt aufgelistet. Aber sein Fussvolk bleibt ihm treu. Er hat einen Kniff gefunden,



Machmud Achmadinedschad (2008): Kurz vor der Sendung stellte der Präsident des Iran den Holocaust in Frage. King fassungslos: «Ich bin Jude. Ich habe Verwandte, die ermordet wurden – wie können Sie abstreiten, was Tatsache ist?»



Paris Hilton (2007): Nach 19 Tagen im Knast wegen Fahrens ohne Führerschein fragte King: «Wie war es?» Hilton: «Ich schrieb viel, während ich dort war», und: «Das Essen war schrecklich.»



O.J. Simpson (1994): Nach der Verfolgungsjagd im weissen Ford Bronco erzielte King Rekordquoten. King: «Hätten wir Gott für die Show gebucht und könnten O.J. bekommen, würden wir Gott schieben.»

wie er die Leute gewinnen kann. So muss man ihn auf eine perverse Weise bewundern. **Hat er sich geändert über die 35 Jahre, die Sie ihn kennen?**

Nein. Er ist derselbe geblieben. Gehst du in sein Büro, sind die Wände vollgeplastert mit Magazintiteln von ihm. Wenn er dürfte, würde er das Weisse Haus umstreichen und es in «Trump-Haus» umbenennen.

Tut er dies aus Narzissmus, oder ist das eine Masche des Geschäftsmanns Trump?

Er ist ein Narziss. Aber er muss auch sehr unsicher sein. Das muss von seinem fordernden Vater herkommen. Sein Vater hat ihn wirklich schlimm behandelt. Er hat ihn in die Militärakademie gesteckt. Trump will gewinnen, und um zu gewinnen, sagt er egal, was. Nun will er Kim Jong Un treffen. Warum? Weil Kim mächtig ist. «Hey, ich, Donald Trump, sitze an einem Tisch mit Kim», so denkt er. Eine Anekdote, die über ihn kursiert, bringt sein Naturell auf den Punkt. Melania sagt zu Donald: «Mein Gott, es ist kalt.» Er antwortet: «Liebling, nenn' mich Donald.» Ich mag seine Politik nicht, aber ihn selbst kann ich nicht verabscheuen. Er ist eine Karikatur seiner selbst.

Welchen Präsidenten mochten Sie am liebsten?

Ich mochte sie alle. Als Präsident musst du ein gewisses Etwas haben. Nixon war ein Genie. Alle waren gegen ihn. Er hatte ein sehr feines Gespür. Ich habe ihn einmal für das Radio interviewt, bevor er als Präsident kandidierte. Vier Typen von der Modebranche warteten im Studio, um den letzten Schrei auf dem Laufsteg zu diskutieren. In der Werbepause sagte er zu mir. «Sehen Sie die Typen da? Die sprechen über mich.» – «Woher wissen Sie das?» – «Ich weiss es.» Ich hätte Nixon jederzeit angeheuert, um eine Situation zu analysieren. Er hatte dieses dogmatische Denken. Und er hatte Humor.

Ich fragte ihn: «Was fühlen Sie, wenn Sie am «Watergate»-Hotel vorbeifahren?» – «Wissen Sie», antwortete er, «ich war nie dort. Leider sind einige meiner Freunde dort gewesen.»

Wie kamen Sie mit Jimmy Carter aus?

Carter ist der beste Ex-Präsident, den wir je hatten. Er arbeitet hart und reist um die ganze Welt im Bemühen um Weltfrieden. Das Carter Center ist wahrscheinlich das beste Präsidentenmuseum, denn es geht dort nicht nur um ihn. Und er war Kommandant eines Atom-U-Bootes. Das sollte man nie unterschätzen. Er ist sehr gläubig, sehr religiös. Und er war aktiv und alert. Er wollte sogar wissen, wer den Tennisplatz benutzt.

Unvergesslich ist Ihr Interview mit Ronald Reagan, als er Ihnen das auf ihn verübte Attentat schilderte.



«Sei du selbst»: Larry King in den 1960ern.

Ronald Reagan war plump-vertraulich. Ich wusste nie genau, wann er schauspielerte, denn er war sein ganzes Leben ein Schauspieler gewesen. Aber er war ein guter Interviewpartner, denn er konnte gut Geschichten erzählen. Sein Nachfolger George H. W. Bush war ein ausserordentlicher Typ. Sehr freundlich. Ich kam ihm sehr nah. Wir verbrachten ein Wochenende in Kennebunkport in Maine. Und Barbara [seine Frau, Anm. d. Red.] ist eine Nummer. Sie waren beide gegen den Irakkrieg. Er schloss eine enge Freundschaft mit Bill Clinton, obschon er gegen ihn verloren hatte. Er sagte mir: «Weisst du, Larry, ich mag ihn, ich mag ihn wirklich sehr.» Bill Clinton war der Beste. Er ist blitzgescheit. Ich habe nie einen Präsidenten erlebt, der so fokussiert war wie Clinton. Wenn er mit dir spricht, bist du die einzige Person auf der Welt in diesem Moment.

War er ehrlich?

Zu mir war er grundehrlich. Er schaute zum Fenster hinaus auf die Pennsylvania Avenue und sagte: «Ich möchte wie die da draussen sein. Es ist einsam hier drinnen.» Einmal kam er in die Show und fragte: «Wer ist gerade deine Freundin?» Ich sagte: «Ein Mädchen namens Cindy.» Er: «Ich beneide deine Verfügbarkeit.» Es war unmöglich, ihn nicht zu mögen. Du konntest der rechteste Republikaner sein. Wenn man dich in einen Raum mit Bill Clinton setzt, magst du ihn. Auch George W. Bush war ein guter Typ. Einmal lud er mich ins Oval Office ein, nur um über Baseball zu sprechen. Das war die Abmachung. Baseball und nichts anderes. Als ich nach zwei Stunden aufstand, sagte Bush: «Hey, ich muss auch an die Westküste, willst du mitfliegen?»

In der Air Force One?

Ja. Ich sagte: «Ich bin eben erst in Washington angekommen.» Er: «Schade, wir hätten noch fünf Stunden weiterplaudern können.»

Barack Obama: Kamen Sie ihm nahe?

Nahe nicht, aber er war sehr smart. Und ein ausgezeichnete Redner.

Nach aussen wirkte Obama oft professoral. Hat er sich Ihnen gegenüber offenbart?

Er äusserte sich sehr offen über das Amt. Er schwärmte, wie grossartig sein Job sei. Er sagte: «Selbst die schlimmsten Tage sind nicht schlimm, wenn du zum Telefon greifen und dir gegrillten Käse bestellen kannst.»

Welcher Weltpolitiker hat Sie am meisten beeindruckt?

Putin. Er ist stark, selbstbewusst, beherrschend und lustig. Als US-Politiker wäre er sehr erfolgreich. Ich war sehr beeindruckt von Thatcher und von Tony Blair. Und von allen israelischen Premierministern. Netanjahu fuhr mich persönlich zum Flughafen.

Auf dem Höhepunkt des Nahost-Friedensprozesses waren Arafat, Rabin und König Hussein zu dritt in einer Sendung.

Kissinger rief mich vorher an und sagte: «Du könntest deine Show zur Sternstunde der Diplomatie machen.» Ich liebte Jitzhak Rabin. Als er kandidierte, begleitete ich ihn einen ganzen Tag lang. Seine Ermordung traf mich sehr. Aber er wäre ohnehin früh gestorben, denn er rauchte eine Zigarette nach der anderen. Ich fragte ihn: «Sie waren ein Mann des Schlachtfeldes, und nun wollen Sie Frieden schliessen. Warum das?» Er sagte: «Keiner hasst den Krieg mehr als der Krieger.» Ein guter Spruch.

Gibt es einen Politiker, den Sie unbedingt in Ihrer Show wollten, aber nie bekommen haben?

Fidel Castro. Was für ein Typ! Er war Leader einer kleinen Nation, bloss neunzig Meilen von seinem grössten Feind entfernt. Er zog eine erfolgreiche Revolution durch. Und führte sein Land länger als irgendein anderer Politiker. Er musste etwas an sich gehabt haben, das ausserordentlich war. Ich hätte gerne herausgefunden, was es war.

Sie hatten ein paar andere «Schurken» in der Sendung. Gaddafi zeterte mit wirren Worten gegen Amerika. Stand er unter Drogen?

Gaddafi war seltsam. Bevor er zum Interview erschien, kamen zwei Männer ins Studio und kündigten ihn an: «Und nun, unser Bruder, der Führer.» Ich mochte ihn nicht. Aber er fühlte sich von uns hintergangen. Er gab alle Atomwaffen ab. Schliesslich halfen wir, ihn zu stürzen. Der Schurke, den ich am meisten mochte, war Chávez [der venezolanische Staatspräsident, Anm. d. Red.]. Wir sangen zusammen im Studio. Der Präsident des Iran hingegen, Achmadinedschad, machte mich verrückt. Als er den Holocaust in Frage

stellte, war dies eines der wenigen Male in meiner Karriere, bei denen ich meine neutrale Warte verliess.

Sie sind 83 Jahre alt, aber immer noch fit. Wie schaffen Sie das?

Es ist verrückt. Ich habe Diabetes, überlebte Prostatakrebs, einen Herzinfarkt und eine fünffache Bypass-Operation.

Wie fühlt es sich an, wenn man einen Herzinfarkt hat?

Du lernst viel, wenn du einen Herzinfarkt hast. Fürs Erste: Es dauert nicht lange. Entweder du stirbst, oder du lebst. Die entscheidende Frage ist, wo du den Infarkt hast. Wenn du ihn auf der Skipiste hast, wird es schwierig. Ich hatte meinen auf dem Weg ins Spital.

Dachten Sie in diesem Moment: «Nun ist alles vorbei?»

Erst in der Nacht vor meiner Operation. Ich hatte den Infarkt in Washington und die Bypass-Operation hier im New York Hospital, wo mein Bruder jetzt liegt. Ich komme also nach New York. Ich sagte mir: «Wenn ich schon sterben muss, dann zu Hause in



«Mein Gott, es ist kalt»: Ehepaar Trump, 2005.

New York.» Es war der 1. Dezember, ein regnerischer Tag. Ich checke ein ins Spital. Da warten Gouverneur Mario Cuomo und der Präsident des Spitals bereits auf mich. «Sie müssen sich nicht um die Formalitäten kümmern. Wir bringen Sie direkt rauf in den 15. Stock.» Dort oben ist eine private Suite bereit für mich. Alles edel. Wunderbare Aussicht auf den East River. Das Einzige, was dich daran erinnert, dass du in einem Spital bist, ist das Spitalbett. Der Spitaldirektor sagt: «Ich will, dass Sie wissen, Mister King, in dieser Spitalsuite hat bereits der Schah von Persien gelegen.» Ich überlege: «Ist der nicht an seiner Krankheit gestorben? Können sie mich nicht lieber auf die allgemeine Abteilung verlegen, wo alle Patienten nach dem Eingriff nach Hause gehen?» Dann kommt der Chirurg ins Zimmer. Er klopft mir mit den Fingern auf den Brustkorb und sagt in seinem Texas-Akzent: «You gonna do right fiine!» Dann schaue ich seine Hände an und sehe: Er hat keinen rechten Daumen. Ich weiss, am nächsten Morgen wird er mich aufschneiden und an meinem Herz arbeiten. Also sage ich: «Doktor, ich

habe diese verrückte Gewohnheit. Wenn ich Leute treffe, zähle ich immer ihre Finger. Und bei Ihnen komme ich nur bis neun.» Er lachte bloss und sagte: «Keine Sorge, bloss ein Schafschur-Unfall auf unserer Ranch.»

Aber er hat Sie anständig zusammengeffickt?

Und wie. Sein Name ist O. Wayne Isom. Er operierte auch David Letterman, Walter Cronkite und Isaac Stern. Ein vorzüglicher Arzt. Seit vierzig Jahren geniesse ich das Leben wieder in vollen Zügen.

Haben Sie Angst vor dem Tod?

Absolut. Das ist meine grösste Angst. Ich glaube nicht an ein Leben nach dem Tod.

Sie teilen nicht Sinatras Credo, das er auf seinen Grabstein gravieren liess: «Das Beste kommt erst noch»?

Das glaube ich nicht. Ich glaube nicht an Religionen. Ich glaube nicht, dass es einen Gott gibt. Für einen neugierigen Typen wie mich ist die Vorstellung, nicht zu existieren, das Schlimmste. Wer folgt auf Trump? Wer gewinnt die World Series? Was machen meine zwei Jungs, wenn sie vierzig sind? Sie sind heute achtzehn und siebzehn. Sie spielen beide Baseball. Beide sind wunderbare Kids. Ich habe gehört, dass Sie sich nach dem Tod einfrieren lassen möchten.

Ja, eigentlich möchte ich das, aber ich bin mir nicht mehr sicher. Das Problem ist, es kostet 300 000 Dollar. Das Geld sollte ich eigentlich meinen Kindern vermachen. Und dann die Frage: Wer schaut zu meinem gefrorenen Körper? Aber es ist die einzige Hoffnung. Wer sich kremieren lässt, kann nie mehr zurückkommen. Im Internet läuft der Versuch schon. Gehen Sie auf www.funnyordie.com. In dieser Show haben sie meinen Kopf in einem Glas konserviert. Und ich interviewe Celebrities im Jahr 2157. Die Show heisst «Larry King Head». Das Problem ist allerdings, bei der Konservierung ist etwas schiefgelaufen und mein Hirn spielt verrückt. Das müssen Sie sich anschauen. Es ist zum Totlachen.

Worauf in Ihrem Leben sind Sie am meisten stolz?

Auf meinen Lifetime Achievement Award von den Emmys. Und auf die zwei Peabodys, das sind die Pulitzerpreise des Broadcasting. Meine ist die einzige Radio-Talkshow, die je einen solchen Preis gewonnen hat. Aber am meisten bin ich stolz auf meine Vaterschaft. Ich habe fünf Kinder. Es geht also weiter mit den Kings.

Was bedauern Sie am meisten?

Den Tag, an dem ich mit Rauchen angefangen habe. Ich rauchte dreissig Jahre lang, bis zum Herzinfarkt.

Sie waren acht Mal verheiratet. Welches war die schönste Ehe?

Das Verrückte ist, ich habe bloss drei meiner Frauen geliebt. Ich heiratete, weil man das



«Keine Dummheiten mehr»: Gattin Shawn, 2011.

so tat. One-Night-Stands waren nie mein Ding. Ich fühlte mich nicht wohl dabei.

Sie sind alte Schule?

Ich bin ein Romantiker. Ich war immer ein grossartiges Date, ein lausiger Ehemann und ein guter Vater. Immerhin, meine achte Ehe dauert nun schon neunzehn Jahre.

Gratulation.

Danke. Aber sie hängt an einem Faden.

Haben Sie einen Ratschlag für die Paare da draussen, die heiraten wollen?

Tut es nicht! Aus meiner Sicht ist Heirat als Institution ein Fehler. Verwandte von mir sind seit sechzig Jahren verheiratet. Was man da alles erdulden muss, all die Kompromisse, die man machen muss! Heute will ich nichts mehr tun, was ich nicht tun will. Ich denke, das habe ich verdient. Wenn ich allein nach Miami fliegen will, frage ich meine Frau nicht um Erlaubnis.

Wie ist das eigentlich, wenn man über achtzig ist: Fühlt man sich dann immer noch von Frauen angezogen?

Mein Problem ist: Viele Frauen nähern sich mir an. Ich will nicht angeben. Es ist einfach der Rummel um meine Person. Kissinger sagte: «Alles dreht sich um Macht.» Aber sehen Sie, ich hatte Prostatakrebs. Also habe ich nicht dieselbe Ausstattung, die ich einmal hatte. Auf eine Art ist das ein Segen. Ich hatte ein volles Leben, voller Sex, voller Romantik und voller Erfüllung. Ich kann Frauen anschauen und sehen, wie hübsch sie sind, aber ich stelle keine Dummheiten mehr an. Ich kann keine Dummheiten mehr anstellen. Es ist ein Gefühl der Freiheit. Es ist verrückt. Ich brauche keinen Sex mehr. Wenn man nicht erregt ist, vermisst man ihn auch nicht.

Gibt es etwas, was Sie unbedingt noch tun möchten?

Ich habe alles gemacht, was ich tun wollte. Aber eine Einmannshow am Broadway, das würde ich gern noch machen. Ein Abend mit Larry King. In Las Vegas und in Palm Beach, Miami, habe ich das bereits gemacht. Aber ich möchte es auch in New York, in meiner Stadt, versuchen. Es gibt nichts Aufregenderes, als allein auf der Bühne zu stehen und Leute zum Lachen zu bringen. Spontanes Lachen kann man nicht fälschen. Mein Nefee, Scott Zeiger, ist ein grosser Broadway-Produzent. Ich habe mit ihm darüber gesprochen. Wir müssen mal schauen, was sich machen lässt.

Sie sind seit sechzig Jahren im Business und haben Interviews mit fast jeder Berühmtheit und jedem Weltpolitiker geführt. Trotzdem sind Sie auf dem Boden geblieben. Woher kommt das?

Brooklyn. Ich habe Brooklyn verlassen, aber Brooklyn hat mich nie verlassen. Der beste Witz, der je über mich gemacht wurde, kommt von Gouverneur Mario Cuomo, der mir den «First Generation American»-Award übergeben hat. Cuomo sagte: «Jemand gab Larry King ein Stück wunderbaren Stoff. Er brachte ihn zu einem Schneider in Chicago und sagte: «Schneider, mach mir einen Anzug.» Der Schneider sagte: «Das ist nicht genug Stoff für einen Anzug.» Larry ging zu einem Schneider in Los Angeles. «Nicht genug Stoff für einen

«Für einen neugierigen Typen wie mich ist die Vorstellung, nicht zu existieren, das Schlimmste.»

Anzug.» Larry ging nach Miami: «Nicht genug Stoff.» Also kehrte Larry zu seinem alten Schneiderfreund in Brooklyn zurück. «Klar», sagte der: «Ich mache dir einen Anzug, eine Weste und eine Hose extra.» – «Wie schaffst du das?», fragte Larry. Der Schneider sagte: «Bei uns in Brooklyn bist du nicht so gross.» So fühle ich mich. Ich habe mich nie als etwas Besseres gefühlt. Wenn Leute ein Autogramm wollen, können sie eins haben. (Er steht auf) Also, ich habe letzte Nacht nicht geschlafen. Ich muss mich aufs Ohr hauen. Wunderbar, Sie kennengelernt zu haben. Sagen Sie den Schweizern einen schönen Gruss von mir.

Gerne. Waren Sie schon einmal bei uns?

Nein. Vielleicht komme ich eines Tages. Aber bloss in den Süden. Juden gehen nicht in die Alpen. Aber ihr Schweizer seid schon etwas Besonderes. Ich habe einmal einen Psychiater gefragt: «Warum sind die Schweizer so erfolgreich?» Er sagte: «Sie sterben nicht im Krieg. Ihre Jugend wird alt.» Ich habe nie daran gedacht. Aber es stimmt. Ihr hattet schon lange keinen Krieg mehr. Welch ein glückliches Volk. ○



Trumps Woche

«Völliger Quatsch»

Washington sucht nach russischen Spuren in Trumps Team. Der Präsident twittert scharf zurück.

Sally Yates hat die Fake-Medien heute extrem unglücklich gemacht – sie hat nur bekannte Dinge gesagt! @realDonaldTrump

Mit diesem spöttischen Tweet reagierte Präsident Trump auf die Aussage der Ex-Vizejustizministerin Sally Yates, die von einem Senatsausschuss zu einer russischen Einflussnahme auf den US-Wahlkampf 2016 befragt wurde.

Sally Yates soll unter Eid aussagen, ob sie weiss, wie Geheiminformationen an die Presse gelangten, nachdem sie mit den Juristen im W[issen] H[aus] gesprochen hatte. @realDonaldTrump

Yates hatte die neue Regierung nur wenige Tage nach Trumps Amtseinführung über eine mögliche Erpressbarkeit des neuen Nationalen Sicherheitsberaters, General Mike Flynn, informiert, der dann auch bald entlassen wurde.

Direktor Clapper wiederholte, was alle längst wissen, auch die Fake-Medien – es gibt keinen Beweis für eine Absprache zwischen Russland und Trump. @realDonaldTrump

James Clapper, der ehemalige Nationale Geheimdienstdirektor, sass während der Befragung neben Sally Yates. Er räumte ein, keinerlei Beweise für eine Absprache zwischen Trumps Wahlkampfteam und Russland gesehen zu haben.

Die Russland-Trump-Story ist völliger Quatsch, wann wird dieses mit Steuergeldern finanzierte Theater aufhören? @realDonaldTrump

Clapper stellte überdies fest, dass er das schändliche 35-Seiten-Dossier der Opposition nicht bestätigen könne, wonach Trump russische Prostituierte bestellt haben soll, die auf das Bett der Präsidentensuite des «Ritz-Carlton»-Hotels in Moskau urinierten.

Grösste Story heute zwischen Clapper & Yates zum Thema Überwachung. Warum berichten die Medien nicht darüber?! @realDonaldTrump

Yates und Clapper wurden von den Senatoren über den Umgang mit Geheimakten befragt, die zu den illegalen Enthüllungen von nationalen Sicherheitsinteressen führten. Ehemalige Obama-Mitarbeiter leugnen aber jede Kenntnis darüber, wie die Dokumente in der Presse landeten.

PS: Am letzten Dienstag entliess Trump FBI-Chef James Comey.

Die Zarin und ihr Rasputin

Wahl verloren, Kulturkampf gewonnen: Quo vadis, Front national?
Kommt es zum Kurs- und Führungswechsel?

Von Jürg Altwegg

Während Jahren hatte Marine Le Pen alles richtig gemacht. Und seit Jahren wurde sie als sichere Siegerin des ersten Wahlgangs gehandelt. Als die Republikaner und die Sozialisten mit ihren kontraproduktiven Vorwahlen die Schlagzeilen beherrschten, verordnete sie sich den halben Winter über eine Medienabstinenz. Sie piffte ihre Nichte Marion zurück, als diese in der führenden politischen Sendung von France 2 auftreten sollte. Auch dass sie für einen Ministerposten nicht in Frage komme, teilte ihr die Tante via Öffentlichkeit mit. Die innerhalb der Partei sehr beliebte Enkelin des Patriarchen spielte ebenso öffentlich bereits mit dem Gedanken, bei den Parlamentswahlen im kommenden Juni gar nicht mehr anzutreten. Nach der Niederlage formulierte sie ihre «Enttäuschung» diplomatisch deutlich: Es gehe darum, die «Lektionen aus der Niederlage» zu ziehen.

«Schwulenklingel»

Der von der Tochter aus der Partei geworfene Jean-Marie Le Pen gab am 1. Mai eine Wahlempfehlung für sie ab. Heftig ging er mit ihrem Auftritt im TV-Duell ins Gericht. Für das Debakel in der Stichwahl macht er bereits Florian Philippot verantwortlich, den Vize-Parteipräsidenten. Philippot war vom Sozialisten und Euro-Gegner Jean-Pierre Chevènement zum Front national gestossen, er ist der «Vater der Entdämonisierung» der faschistischen Altlasten. Jean-Marie Le Pen hat immer wieder über den «Schwulenklingel» im Umfeld der Tochter gelästert. Er hält Philippot für den Guru seiner Tochter, der seinen Rauswurf erwirkt habe. «Seit langem will er den Namen der Partei ändern. Philippot ist der Hauptverantwortliche für die Niederlage, ich hätte jetzt erwartet, dass er sich verdrücken würde. Marine führte die Kampagne ihrer Freunde und Mitarbeiter.»

Mehr als zehn Millionen Franzosen wählten sie. Man kann das mit jedem Recht als historischen Rekord betrachten, als Erfolg des Front national auslegen. Aber auch anders deuten: Bei 47 Millionen Wahlberechtigten ist weiterhin weniger als ein Viertel bereit, für den Front national an die Urne zu gehen. Der Eindruck, dass die Partei bei den Regionalwahlen Ende 2015 – einen Monat nach den



Historischer Rekord: Chefin Le Pen, Vize Philippot.

Attentaten von Paris – ihren Höhepunkt erreicht hatte und gleichzeitig ihre historische Dynamik gestoppt wurde, scheint sich zu bestätigen. Damals kamen Marion im Süden und Marine im Norden im ersten Wahlgang auf vierzig Prozent. Ihre Machtübernahme konnte nur durch den Rücktritt der Sozialis-

Le Pen und Philippot führen einen Klassenkampf – doch die Linken werden sie nie wählen.

ten verhindert werden. Dem Verzicht der Partei könnte die Auflösung folgen: Manuel Valls, der als Premierminister demissionierte, um Kandidat und Präsident zu werden, will im Juni unter dem Banner von Macron ins Parlament und hat seine Partei für «tot» erklärt.

«Die alten Parteien sind tot, auch der Front national», konstatierte zwei Tage nach Macrons Triumph Robert Ménard, Stadtpräsident von Béziers dank der Unterstützung von Le Pen: «Der Ausstieg aus dem Euro war eine Dummheit, eine Katastrophe. Ich bin sogar der Meinung, dass der Euro uns im Falle eines Sieges von Marine Le Pen schützt hätte.» Mitten in der Kampagne zur Stichwahl hatte sie die Rückkehr zum Franc und den Frexit aus ihrem Programm gestrichen.

Mit der Angst davor wurde der Einbruch im zweiten Wahlgang bei den Regionalwahlen im Dezember 2015 erklärt. Etwas spät – der groteske Kurs- und Strategiewechsel hat die Anhänger nur noch mehr verunsichert. Und verleiht Macrons Sieg den merkwürdigen Anhauch eines Plebiszits für Europa, gegen das neun der elf Kandidaten im ersten Wahlgang angetreten waren.

Abkehr von liberalen Reformen

Mit dem autoritären Regime der «Zarin und ihres Rasputins» Philippot erklären Parteikader, die anonym bleiben wollen, ihr Schweigen zuvor: «Auch Marion wird sich unterwerfen oder austreten müssen.» Sie verkörpert den wertkonservativen, reaktionären Flügel der Partei, der die «Ehe für alle» ablehnt, die das Führungsduo nicht in Frage stellt. Le Pen und Philippot führen «einen Klassenkampf, doch die Linken werden uns

nie wählen». In seinem Namen wurde das Wirtschaftsprogramm radikal verändert: Statt Steuersenkungen und liberaler Reformen propagiert es Protektionismus und soziale Sicherheit. Auch diesbezüglich haben Philippot und seine Chefin, die über Macrons Abhängigkeit von Merkel spottet, mit dem Gründer der Partei gebrochen.

Jean-Marie Le Pen hatte es erstmals seit dem Krieg verstanden, die in halbwegs verbotenen Tabuzonen dahinvegetierenden unterschiedlichen Strömungen innerhalb der extremen Rechten hinter sich zu scharen. Jetzt sind Richtungskämpfe schon vor den Parlamentswahlen ausgebrochen, die Abrechnungen kommen danach. Denn die Aussichten, aus dem Front national die führende Oppositionspartei gegen «En marche!» zu machen, sind nicht besonders gut. Die Republikaner werden sich im Zeichen der konservativen Werte, Mélenchons Linke beim Klassenkampf als harte Konkurrenten erweisen. Zwar fallen die prominenten und einflussreichen Intellektuellen wie Éric Zemmour, Michel Houellebecq, Denis Tillinac oder die Theoretiker der neuen Rechten, die den Kulturkampf gegen die Auswirkungen von Mai 1968 und die linke Hegemonie gewonnen haben, über den verhassten Macron her wie Marine Le Pen im TV-Duell. Doch keiner hat sich für deren Wahl ausgesprochen. ○

Wer will schon einen guten Deal?

Nur Theresa May würde einen klaren Bruch mit der EU riskieren? Von wegen. Auch in Brüssel wünschen manche keine Übereinkunft mit den Briten.

Von Wolfgang Koydl

Richtig erleichtert über den jüngsten Zwist zwischen der Europäischen Union und Grossbritannien waren eigentlich nur die Russen. «Gott sei Dank sind's diesmal nicht wir», twiterten Moskaus Diplomaten in London, nachdem Premierministerin Theresa May die EU bezichtigt hatte, sich in den britischen Wahlkampf einzumischen. Ob Seitenhieb oder Breitseite: Tatsächlich hatte Brüssel scharf geschossen. Kommissionschef Jean-Claude Juncker verstieg sich sogar zu der Bemerkung, er werde künftig kein Englisch mehr sprechen, da diese Sprache nicht mehr relevant sei in der EU.

Wenn es wirklich die Absicht Brüssels gewesen sein sollte, die britischen Wähler zu beeinflussen, kann sich May herzlich für die Einmischung bedanken. Denn dieser Schuss ging nach hinten los. Bei den jüngsten Lokalwahlen eroberten ihre Torys über 500 zusätzliche Sitze in Städten und Gemeinden. Die Wähler schlossen sich trotzig hinter der Regierungschefin und gegen die *bloody continentals* zusammen. Da diese Wahl als Generalprobe für die Unterhauswahl am 8. Juni gilt, dürfte sich dieses Ergebnis auf nationaler Ebene wiederholen.

«Ein Exempel statuieren»

Mit einer gestärkten Parlamentsmehrheit aber würde Mays Drohung noch glaubwürdiger werden: Sie könne eine «bloody difficult woman» sein, hatte sie Juncker ausrichten lassen – eine «verdammte schwierige Frau». Als ob er das nicht schon längst geahnt hätte. Doch in Brüssel schreckt dies nicht alle. Im Gegenteil: Vor allem in der EU-Kommission, aber auch in einigen Mitgliedstaaten gibt es einflussreiche Kräfte, die auch recht schwierig sein können. Sie würden auch Mays Äusserung unterschreiben, dass «kein Deal besser als ein schlechter Deal» sei. Nur, dass die Europäer damit einen schlechten Handel für sich selbst meinen.

«Wir sehen diese harte Haltung mit Sorge», heisst es – unter dem Siegel der Anonymität – beim Rat, in dem die 27 Staaten zusammengeschlossen sind. «Da möchten manche die Briten ohne Deal rauswerfen, sie einfach über ein Kliff stürzen lassen, um ein Exempel zu statuieren.» Wenn es bis zum 31. März 2019 nicht gelingt, eine einvernehmliche Lösung über das künftige Verhältnis zwischen der EU und dem Königreich auszuhandeln, würde Britannien in Wirtschafts- und Handelsfragen auf den Status eines Drittlandes wie Kasachstan zurückfallen.

Ratspräsident Donald Tusk hatte sich sehr verstimmt über Medienberichte gezeigt, die

Interna über ein Abendessen mit Juncker und May in der Downing Street ausplauderten. «Das tut man nicht, wenn man eine gute Verhandlungsatmosphäre schaffen will», meinte die Vertrauensperson im Rat. Über ein ähnlich vertrauliches Treffen zwischen Tusk mit May sei nie eine Silbe nach aussen gedrungen – obwohl auch diese Begegnung nicht ganz einfach gewesen sei.

In der Europa-Metropole ist es Allgemeinwissen, wer hinter dem harten Kurs steht: Martin Selmayr, Junckers mächtiger Kabinettschef. Ihm wird unterstellt, gezielt den britischen Brexit-Unterhändler David Davis zu diskreditieren, damit dessen Stellvertreter die Verhandlungen führe. Dann aber würde aus protokollarischen Gründen auch auf Seiten der EU nicht mehr Chef-Verhandler Michel Barnier am Tisch sitzen, sondern dessen Vize Sabine Weyand. Die deutsche Eurokratin gilt gemeinhin als treue Erfüllungsgehilfin ihres Landsmannes Selmayr. Da ihm zudem gute Drähte ins Bundeskanzleramt nachgesagt werden, stellt sich die Frage, inwieweit Angela Merkel in die Rankünen eingeweiht ist.

Nach ihrem letzten Gipfel hatten sich die 27 Mitglieder auf die Schulter geklopft, weil sie die Richtlinien für die Brexit-Gespräche in der Rekordzeit von knapp fünf Minuten durchgewinkt hatten. Doch diese Einigkeit könnte sich als brüchig erweisen, sobald die drei Grund-

fragen – Rechte von britischen und EU-Bürgern in den jeweils anderen Ländern, die Grenze zwischen Nordirland und der Republik Irland sowie die Höhe der britischen Austrittszahlungen – geklärt sind und man zur zweiten Phase der Verhandlungen übergeht, in denen das künftige Verhältnis festgelegt wird.

«Dann treten die Interessen der einzelnen Mitgliedsländer in den Vordergrund, und die sind zum Teil recht unterschiedlich», meint David McAllister, der schottischstämmige deutsche CDU-Abgeordnete und Vorsitzende des aussenpolitischen Ausschusses des EU-Parlaments. Ein Beispiel ist ihm als Ex-Ministerpräsident des Bundeslandes Niedersachsen besonders präsent: die Nordsee-Fischerei. «Deutsche Fischer holen 50 Prozent ihres Fanges in britischen Gewässern, beim Hering sind es sogar 100 Prozent», sagt er. «In Britannien aber waren die Fischer die stärksten Befürworter des Brexit.» Ausserdem hätten auch dänische und niederländische Fischer Quotenrechte in diesen Gewässern. Genügend Stoff für Zoff.

Das Hering-Problem könnte paradoxerweise sogar Angela Merkel treffen – in ihrem eigenen Wahlkreis, obwohl der nicht an der Nord-, sondern an der Ostsee liegt. Denn eine der grössten fischverarbeitenden Fabriken des Landes hat ihren Sitz in Sassnitz, wo die Bundeskanzlerin zur Wahl steht. Dort wären möglicherweise zahlreiche Arbeitsplätze gefährdet. ○



Dieser Schuss ging nach hinten los: Premier May, Kommissionschef Juncker.

Autonome Republik des freien Denkens.

Die *Weltwoche* ist seit 1933 die unverwechselbar nonkonformistische Wochenzeitung der Schweiz. Sie beleuchtet die Dinge auch von ungewohnten Seiten. Überzeugen Sie sich selbst.

Probeabo
8 Ausgaben
nur Fr. 38.–



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01



Weniger reisen, mehr nachdenken

Von Thilo Sarrazin — Die folgenreichste Entscheidung, die ein deutscher Bundeskanzler je getroffen hat, fiel unter ungünstigen Umständen. Was Merkel von Bismarck und Adenauer unterscheidet.



Otto von Bismarck verbrachte als Reichskanzler Monate auf seinen Gütern. Seine Reichskanzlei bestand aus nur wenigen Mitarbeitern. Was er tat, war durchdacht, selbst seine

Fehler hatten System. Der junge Kaiser Wilhelm II. entliess ihn alsbald, er wollte selber mächtig sein. Die Akten liebte er nicht. Er reiste viel und hielt dann Reden, vor denen sich die Diplomaten fürchteten. Schnell in der Auffassung und oberflächlich im Detail, dachte er nur wenig wirklich zu Ende. So half er Deutschland, in den Ersten Weltkrieg zu stolpern.

Konrad Adenauer wurde 1933 im Alter von 57 Jahren unfreiwillig zum Frühpensionär, weil die Nazis ihn aus dem Amt des Oberbürgermeisters von Köln vertrieben. Beim Rosenzüchten in Rhöndorf hatte er dann zwölf Jahre Zeit, viel nachzudenken. Mit Härte und Konsequenz strebte er nach dem deutschen Zusammenbruch das Amt des Bundeskanzlers an und konzentrierte sich dort auf wenige Punkte: Westbindung und Nato-Mitgliedschaft, Antikommunismus, Aussöhnung mit Israel, deutsch-französische Freundschaft. Er reiste wenig. Mittags fuhr er aus dem Kanzleramt zum Mittagsschlaf in sein Haus nach Rhöndorf. Die Kräfte seines vorgerückten Alters sparte er sich für das Wichtige auf. Dann war er aber voll da, ein Meister der einfachen, sparsamen, aber punktgenauen Kommunikation. In den vierzehn Jahren seiner Kanzlerschaft gab es keine einzige spontane Wendung. Er hatte ein Programm, und er zog es durch. Nach dem Mauerbau am 13. August 1961 reiste er zunächst für Wochen nicht nach Berlin, obwohl seine Berater und die Öffentlichkeit ihn drängten. Er wollte nicht durch Bilder und Emotionen unter Zugzwang geraten.

Moderne, schnelle Kommunikation und komfortabler Lufttransport ermöglichen den Politikern der Gegenwart eine hohe, fast gleichzeitige Präsenz an vielen Orten und einen ständigen persönlichen Austausch. Aber der Tag wird dadurch nicht länger, die körperlichen und geistigen Kräfte werden dadurch nicht grösser. Im Gegenteil, jede Reise zehrt – auch beim komfortabelsten Transport.

Vor einigen Tagen tauchte Aussenminister Sigmar Gabriel überraschend in einem Flüchtlingslager in Somalia auf. Sechzehn Stunden brauchte er für Hin- und Rückflug, sieben Stun-

den weilte er dort, watete durch den Staub und liess sich eine Schule vorführen, in der islamistische Terroristen in Demokratie unterrichtet werden und zu einem besseren Lebenswandel bekehrt werden sollen. Kein Wort fiel darüber, dass nicht die Dürre das Problem Somalias ist – die ist jener Weltgegend ein stabiles, wiederkehrendes Phänomen –, sondern es die Bevölkerungsexplosion und die rückständige Viehwirtschaft sind, die zur Überweidung der Savannen und Halbwüsten und zur Zerstörung der Natur führen, dazu der Zusammenbruch des Staatswesens in jahrzehntelangen Bürgerkriegen. Ändern können das nur die Somalier



Staub und Dürre: Gabriel in Somalia.

selbst. Das war aber nicht die öffentliche Botschaft des Ministers. Die bestand in der gedankenlosen Forderung nach mehr Nahrungsmittelhilfe durch die internationale Gemeinschaft.

Sicherlich war es nur Zufall, dass die Bundeskanzlerin gleichzeitig in Saudi-Arabien war und ihre Bilder vom Besuch bei König Salman im deutschen Fernsehen dominierten. Den Aussenminister hatte sie nicht mitgenommen, so musste der sich von 2500 Kilometern weiter südlich auf den deutschen Bildschirmen in Erinnerung bringen. Unnötig ist es wohl, an dieser Stelle zu erwähnen, dass die deutsche Regierung weder über eine erkennbare Afrikastrategie noch eine erkennbare Nahoststrategie verfügt.

Wie seinerzeit bei Kaiser Wilhelm tritt anscheinend Reisen an die Stelle des Nachdenkens.

Die schwerwiegendste Entscheidung ihres Lebens, die Öffnung der deutschen Grenzen für die Flüchtlinge aus Ungarn, traf Angela Merkel am 4. September 2014 im Verlauf eines Reismarathons quer durch Deutschland zu lauter unwichtigen Terminen. Am 3. September war sie zum Staatsbesuch in der Schweiz gewesen. Am 4. September hatte sie zunächst morgens die übliche Lagebesprechung im Kanzleramt. Alle Probleme dieses dramatischen Tages lagen bereits in der Luft, die Lage am Hauptbahnhof in Budapest war bekannt. Die Kanzlerin flog gleichwohl nach München und besuchte zunächst um 11.15 Uhr die Grund- und Mittelschule in Erlbach. Dann besuchte sie ein Gründerzentrum der TU München. Die gleichzeitig stattfindende Feierstunde der CSU zum 100. Geburtstag von Franz Josef Strauss hatte sie «aus Termingründen» abgesagt.

Geknatter der Rotorblätter

Anschliessend flog sie mit der Flugbereitschaft der Bundeswehr nach Köln und von dort weiter mit dem Hubschrauber nach Essen zu einer Wahlkampfveranstaltung für die Oberbürgermeisterwahl. Von dort brachte sie der Hubschrauber wieder nach Köln, wo sie eine Rede zum 70. Geburtstag der CDU Nordrhein-Westfalen hielt. Die sich verschärfende Lage in Ungarn verfolgte sie auf ihrem Handy. Mit Orbán sprach sie nicht, die beiden sind keine Freunde. Nach vielen vergeblichen Versuchen bekam der österreichische Bundeskanzler Faymann sie schliesslich in Köln ans Telefon. Vor dem Rückflug mit der Bundeswehrmaschine nach Berlin telefonierte Merkel mit Steinmeier und Gabriel. Die beiden hatten den Eindruck, die Entscheidung sei schon gefallen. Seehofer erreichte sie nicht. Der schlief bereits in seinem Ferienhaus nach der anstrengenden CSU-Feier. Mit Innenminister de Maizière wollte sie auch telefonieren, aber der war krank. Wieder zurück in ihrer Berliner Privatwohnung, rief Merkel schliesslich kurz vor Mitternacht Faymann an und erklärte sich zur Grenzöffnung bereit.

Die folgenreichste Entscheidung, die ein deutscher Bundeskanzler je getroffen hat, fiel einsam, im Gedränge von lauter unwichtigen Terminen, auf dem Rücksitz von Limousinen oder im Geknatter der Rotorblätter und ohne wirkliche Beratung mit irgendjemandem. Bei dem Reisekaiser Wilhelm II. war immerhin von Vorteil gewesen, dass er im gutgeölten preussischen Beamtenstaat wenig zu entscheiden hatte. Bei Bismarck und Adenauer wiederum war undenkbar, dass sie in wichtigen Momenten der Geschichte ihre Entscheidungs- und Geisteskraft durch unnötiges, geradezu frivoles Herumgerise schwächten.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger Vorstand der deutschen Bundesbank und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über Deutschland.



«Ich überrasche mich selbst»: Hollywoodstar Brad Pitt.



Ikone der Woche

In Therapie

Von Beatrice Schlag

Grau ist er geworden und richtig hager. Vielleicht war er schon grau, bevor Angelina im letzten Herbst überraschend die Scheidung einreichte. Bei Schauspielern weiss man das nie genau, weil ihre Haare für Filmrollen dauernd umgefärbt werden. Jedenfalls sah er in den letzten Monaten auf Fotos aus wie viele nicht mehr junge Menschen, die plötzlich verlassen wurden. Es ist eine Mär, dass die Reichen und Berühmten mit Trennungen besser zurechtkommen als anonyme Durchschnittsverdiener. Gegen ungewolltes Alleinsein hilft auch der Blick auf den Pool im Villengarten nicht. Als Brad Pitt ein gezeichneter Single wurde, hatte der einst als schönster Mann der Welt Gefeierte das Mitgefühl aller Liebeskranken. Bis er beschloss, seine Misere im Männermagazin *GQ* öffentlich zu machen, das vor einigen Tagen erschien. «Ich bin berühmt dafür, in die Scheisse zu treten», sagt er da, «ich sage oft das Falsche, am falschen Ort und zur falschen Zeit. In anderen Kunstformen kann ich mich besser ausdrücken.» Wie wahr, Brad! So unnötig hat sich selten ein Weltstar um Kopf und Kragen geredet. Und sich in teuerster Designerkleidung für Fotoposen hergegeben, die Besinnlichkeit oder Verzweiflung vermitteln sollten, aber nur peinlich sind. Wozu hat der Mann einen PR-Agenten?

Natürlich ist er inzwischen in Therapie, um nicht mehr länger vor seinen Gefühlen wegzurennen und sich innerlich von seinen Kindern abzuschotten: «I love it. I love it.» Aber bis er

So unnötig hat sich selten ein Weltstar um Kopf und Kragen geredet.

den richtigen fand, erwischte er zweimal Therapeuten, mit denen es nicht klappte. Wow, welch ein Schicksal! Fast jeden Tag verbringt er im Atelier eines Bildhauers, formt mit Lehm, Gips und Holz Skulpturen: «Es ist sehr, sehr einsam, aber manuelle Arbeit tut mir gut. Und abends räume ich den Dreck weg. Ich überrasche mich selbst.» Eigenhändig putzen zur Genesung. Dass er seit Monaten nur noch Mineralwasser und Cranberrysaft trinkt, während er früher «jeden Russen mit dessen eigener Wodkaflasche unter den Tisch trinken konnte», hat ihm laut eigener Aussage die saubersten Harnwege von Los Angeles beschert. Und angeblich die Hochachtung von Angelina Jolie, was vermutlich Hauptzweck der *GQ*-Übung war. Denn noch ist das gemeinsame Sorgerecht für die sechs Kinder nicht definitiv beschlossen.

Auch Superhirne können irren

Albert Einstein gilt als Wissenschaftsgenie schlechthin. Zu Recht. Aber der legendäre Schweizer Physiker war auch zu Irrtümern fähig. Im Alter verlor er den Anschluss an die Forschung. *Von Alex Reichmuth*

Es war wohl 1920, als Albert Einstein einen Traum hatte. Er bekam in diesem Traum keine Luft mehr, weil «der Briefträger mich anbrüllte und mit Briefbündeln bewarf». Das erfährt man in der Biografie des amerikanischen Wissenschaftsjournalisten David Bodanis über den Jahrhundertphysiker. Einstein war, als er den Traum hatte, gerade weltberühmt geworden. Er wurde in der Öffentlichkeit gefeiert wie kaum je ein Wissenschaftler zuvor. Seine Relativitätstheorie, die für jeden vernünftigen Menschen eigentlich absurd tönte, war soeben durch eine Sternenbeobachtung bestätigt worden. Einstein erhielt nun täglich mehr Fan-Post. Der Ruhm Einsteins war völlig berechtigt.

Dabei hatte der gebürtige Deutsche mit Schweizer Pass beinahe seine Karriere verpasst. Schon als Kind war er eigensinnig und aufmüpfig, was in der damaligen Zeit nicht gut ankam. Er war auch faul. «Einstein, aus Ihnen wird nie etwas Rechtes werden», sagte ihm sein Griechischlehrer, als er fünfzehn war. Mit sechzehn brach er die Schule ab. Später wollte Einstein doch studieren und bewarb sich bei der Eidgenössischen Polytechnischen Schule (heute ETH) in Zürich, weil man dort für den Zugang nicht zwingend ein Abitur brauchte. Er bereitete sich aber kaum auf die Aufnahmeprüfung vor und wurde abgewiesen. Beim zweiten Anlauf wurde Einstein in Zürich aber zugelassen – für das Studium zum Gymnasiallehrer. Doch der junge

Mann blieb undiszipliniert. Er schwänzte Vorlesungen. Der Rektor verwarnte ihn «wegen Unfleiss im physikalischen Praktikum». Einstein rebellierte gegen Dozenten, die sich wichtig machten. Er stellte sie in Frage. Er stellte alles in Frage.

Technischer Experte dritten Grades

1900, mit 21 Jahren, schloss er sein Studium ab. Einstein wollte in die Wissenschaft. Aber alle Universitäten, an denen er sich bewarb, lehnten ihn ab. Dank seines Schweizer Bürgerrechts und der Vermittlung eines Freundes bekam er schliesslich eine Stelle beim Patentamt Bern. Er wurde «technischer Experte dritter Klasse». Sein Lohn war schlecht. Er heiratete, wurde Vater – und hatte kaum Geld, um seine Familie durchzubringen. Nebenher gab er Nachhilfestunden für Schüler. Er wusste: Wenn er doch noch Wissenschaftler werden wollte, musste er Forschungsergebnisse liefern. Irgendwie.

Die Disziplin Physik befand sich damals in einem grossen Umbruch. Es waren mehrere Entdeckungen gemacht worden, die man nicht erklären konnte. In Paris hatte eine gewisse Marie Curie in Radium-Erz ungeheure Energievorräte gefunden. Diese Energie wurde später Kernenergie genannt. In Berlin hatte der Physiker Max Planck nachgewiesen, dass Energie von erhitzten Objekten in bestimmten Intervallen abspringt. Man sprach bald von Energiequanten. Wissenschaftler versuchten angestrengt, die Phänomene zu deuten. Solches interessierte Einstein. Sein Vorgesetzter am Patentamt war zwar ein Pedant. Aber er liess zu, dass sein Mitarbeiter Blätter vollschrieb, wenn gerade keine Arbeit zu erledigen war. Mit solchem Geschreibe betrieb Einstein Forschung. Nur durch Gedanken, rein theoretisch.

1905 gelang es Einstein, fünf Artikel in Wissenschaftszeitschriften zu publizieren. Es wurde später als Einsteins Wunderjahr bezeichnet. Ein Beitrag handelte von Atomen. In anderen ging es um die Wirkung von Licht. Für einen Artikel über den sogenannten fotoelektrischen Effekt bekam er 1921 den Nobelpreis. Zudem schrieb er einen Artikel, in dem er Folgerungen aus gewissen Beobachtungen zur Lichtgeschwindigkeit zog, von denen er gelesen hatte. Einstein folgerte, dass Raum und Zeit nicht absolute Grössen sind. Das Mass von Länge und Zeit hänge vielmehr davon ab, von welcher Situation aus man messe. Rechnerisch war das keine grosse Sache. Aber



Schritt in eine Welt, in der es spukt: Albert Einstein

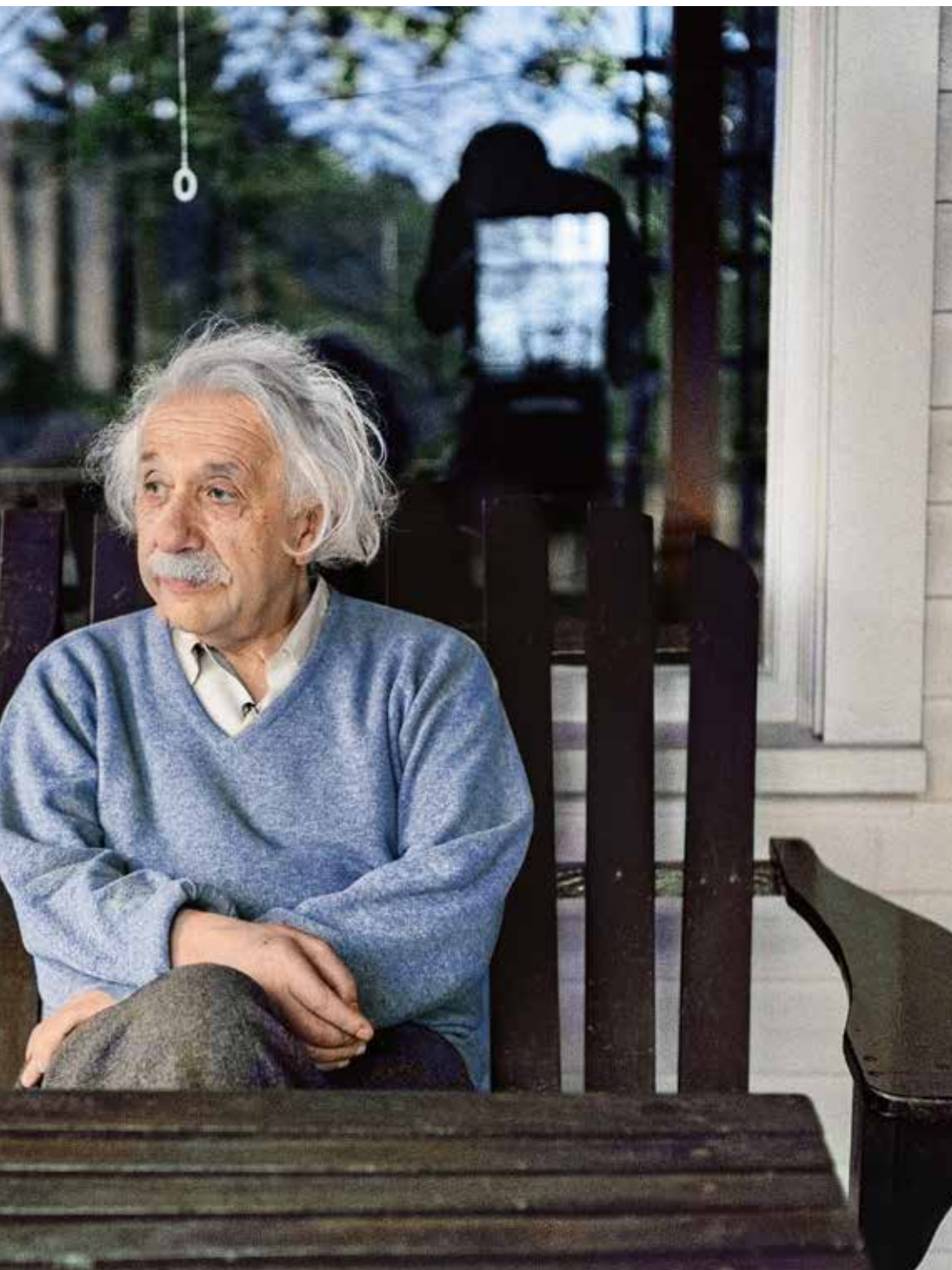
denkerisch war es revolutionär: Raum und Zeit sind relativ. Auch leitete Einstein eine Formel ab, die die Masse und die Energie in ein Verhältnis setzte: $E = mc^2$. Einstein erklärte damit faktisch, dass Masse und Energie das Gleiche seien. Es tönte verrückt.

Zu wenig Ahnung von Mathematik

Zuerst nahm kaum jemand Notiz von Einsteins Relativitätstheorie. Und wenn, dann meist ablehnend. So sprach etwa der deutsche Physiker Arnold Sommerfeld von einer «unkonstruierbaren und anschauungslosen Dogmatik», die in Einsteins Arbeiten liege. Nach mehreren vergeblichen Anläufen wurde Einstein doch Dozent. Zuerst an der Universität

Literatur-Spezial

- 54 **David Bodanis:** Einsteins Irrtum – das Drama eines Jahrhundertgenies
- 56 **Ernst Peter Fischer** Wo Einstein bis heute den Alltag bereichert
- 58 **Virginia Fox** Der Erfolg der Zürcher Autorin und Selbstverlegerin
- 59 **Erik Nolmans** Geld und Liebe im Erstling des Wirtschaftsjournalisten
- 60 **F. Scott Fitzgerald** Unbekannte Geschichten aus dem Nachlass
- 61 **Knorrs Krimis**
- 63 **Sheryl Sandberg** Wie der Facebook-Star seine Trauer verarbeitet
- 64 **Maxim Biller** Hundert Zeilen Hass – die Polemik als Kunstform
- 65 **Robert Faesi** Die Romantrilogie «Vom Menuett zur Marseillaise»



(1879–1955) vor seinem Haus in Princeton, New Jersey, 1951.

Bern. Dann bekam er nacheinander Anstellungen an der Universität Zürich, in Prag und an der ETH Zürich. Einstein kannte sich wegen der Schwänzerei während des Studiums zu wenig in Mathematik aus. Sein früherer Studienfreund Marcel Grossmann, inzwischen Mathematikprofessor an der ETH geworden, half ihm nun auf die Sprünge.

1914 ging Einstein mit seiner Familie nach Berlin an die Preussische Akademie der Wissenschaften. Der Erste Weltkrieg brach aus. Einstein trennte sich von seiner Frau. Diese reiste mit den beiden Söhnen nach Zürich zurück. Er lebte fortan mit seiner Geliebten Elsa Löwenthal, die er später heiratete. Er publizierte regelmässig neue Arbeiten.

1915 veröffentlichte Einstein eine Verallgemeinerung seiner Relativitätstheorie. Diese tönte nun noch verrückter. Er bezog auch die Schwerkraft ein. Diese interpretierte er als Ausdruck für die Krümmung des Raumes. Einstein deutete das Weltall als eine Art Oberfläche eines höherdimensionalen Gebildes. Er beschrieb eine Welt, die sich niemand vorstellen kann, die sich jedoch berechnen lässt. «Ihnen wird niemand glauben», beschied ihm der grosse Max Planck.

1919 aber machten britische Forscher auf einer Tropeninsel unter abenteuerlichen Umständen Aufnahmen einer Sonnenfinsternis. Sie massen anschliessend auf den Bildern die Position von Sternen unmittelbar am Rand der

verdunkelten Sonne aus. Die Sterne waren nicht genau dort zu sehen, wo sie zu sehen sein sollten. Die Gravitation der Sonne hatte ihr Licht offenbar abgelenkt – exakt um so viel, wie Einstein berechnet hatte. Dessen Theorie war damit spektakulär bestätigt. Einsteins Name ging um die Welt. Alle wollten ihn sehen und hören. Er sprach in riesigen Hörsälen. Er wurde in den USA mit einer Parade im offenen Wagen empfangen. Und er bekam Tausende Briefe – wie in seinem Traum.

Wissenschaftlich hatte Einstein inzwischen zu hadern begonnen. Denn eine Folgerung seiner Theorie war, dass sich das Universum ständig ausdehnte oder irgendwann in sich zusammenfalle. Astronomen versicherten ihm aber, die Sterne seien absolut stabil. Es schien, als sei seine Gleichung zur Krümmung des Raumes zwar nicht falsch, bedürfe aber einer Korrektur. Einstein tat sich schwer damit. Denn für ihn spiegelten sich in der Einfachheit von Gleichungen tieferliegende Wahrheiten. Schliesslich gab er nach und fügte einen Korrekturterm ein. Die Gleichung zur Krümmung des Raumes wurde damit selber etwas krumm. Aber nur so liess sich das Universum konstant halten. Dieser widerwillig eingefügte Korrekturterm sollte sich als Einsteins erster grosser Fehler herausstellen.

«Der grösste Blödsinn meines Lebens»

Es gab Forscher, die überzeugt waren, dass die Korrektur unnötig sei. Der russische Mathematiker Alexander Friedmann etwa hatte aus Einsteins ursprünglicher Gleichung abgeleitet, dass eine Vielzahl von Universen möglich seien – solche, die sich ewig ausdehnten, und solche, die periodisch in sich zusammenfielen und wieder neu entstünden. 1922 versuchte Friedmann, Einstein in Briefen zu überzeugen, zur ursprünglichen Form seiner Gleichung zurückzukehren. Aber Einstein blieb stur. Er übergang alle Argumente und Hinweise Friedmanns. Dieser reiste schliesslich nach Berlin, um Einstein zu treffen und mit ihm zu reden. Doch er verpasste ihn.

1927 meldete sich der belgische Astronom Georges Lemaître bei Einstein. Lemaître war damals bereits ein angesehener Forscher. Heute gilt er als Vater der Urknalltheorie. Auch er versuchte, Einstein den Korrekturterm auszureden. Lemaître wies ihn auf neue Erkenntnisse der Astronomie hin. Demnach bewegten sich alle Galaxien in rasantem Tempo voneinander weg. Offenbar war das Universum doch nicht stabil, sondern dehnte sich ständig aus. Nachdem Einstein zuerst wieder alles von sich gewisen hatte, überlegte er es sich neu. Schliesslich strich er den hässlichen Korrekturterm.

Das war klug, es hatte jedoch eine nachhaltige Wirkung auf Einstein. Dessen Psyche «sollte sich davon nie mehr erholen», schreibt Buchautor David Bodanis. Einstein hatte nun

Geniale Erleuchtungen

Einsteins Entdeckungen stecken hinter unzähligen Alltagstechnologien. Selbst Laser und Solarzellen beruhen auf den Prinzipien des Schweizer Physikers. Von Ernst Peter Fischer

Es gibt etwas, was Albert Einstein sein Leben lang nicht verstehen konnte, wie er selbst eingeräumt hat. Kurz bevor er 1955 starb, schrieb er einem Freund, dass ihn fünfzig Jahre des Nachdenkens der Lösung der Frage nicht nähergebracht hätten, wie man sich die Teilchen des Lichts vorzustellen habe, die Wissenschaftler als Photonen bezeichnen. Einstein fügte noch an, dass zwar inzwischen «jeder Lump» zu wissen glaube, was Licht ist, aber er meinte auch, dass diese Leute «sich irren».

Er selbst hatte in seinem «Wunderjahr» 1905 bemerkt – und war dafür später mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden –, dass die Vorstellungen des 19. Jahrhunderts, in dem Licht als die Ausbreitung einer elektromagnetischen Welle verstanden wurde, nicht ausreichten, um den lichtelektrischen Effekt zu erfassen. Damit ist gemeint, dass Licht in einem Leiter Strom erzeugen kann. Das konnten keine Wellen, sondern nur Photonen, wie Einstein bemerkte und was ihn verwirrte. Wie kann etwas Welle und Teilchen zugleich sein? Aber was in seinen Tagen so geheimnisvoll war, wird heute längst in den Solarzellen genutzt, die sich auf zahlreichen Hausdächern und anderswo finden.

Im erwähnten Jahr 1905 hat Einstein auch die revolutionäre Arbeit publiziert, in der er Masse und Energie so verbindet, wie es jeder kennt, nämlich als $E=mc^2$. Wenig Masse kann demnach zu einer riesigen Energie werden, wie zuerst von Lise Meitner verstanden wurde, als sie zu deuten versuchte, was Otto Hahn 1938 beobachtet hatte: dass nämlich Neutronen den Kern eines Uran-Atoms spalten können. Die Spaltprodukte führten in der Summe weniger Masse mit sich als der Ausgangskern, und diese Differenz kam als Energie frei, wie Lise Meitner mit Einsteins Formel ausrechnete. Die Möglichkeit einer Atombombe war damit gegeben – der Rest ist Geschichte.

Wenn auch alle Welt die Kernenergie kennt und weiss, dass sie Einsteins Physik bestätigt, gilt es anzumerken, dass seine Überlegungen ursprünglich in eine andere Richtung gingen. Einstein wollte wissen, wie die Trägheit – sprich: die Masse – eines Körpers sich ändert, wenn sein Energiegehalt zunimmt, und dieser Effekt

spielt beim gewöhnlichen Fernsehen eine Rolle. In einer Bildröhre werden nämlich Elektronen mit mehr als 20 000 Volt beschleunigt, und dabei wächst ihre Masse derart, dass Ingenieure für einen Ausgleich sorgen müssen, wenn sie den Zuschauern ein scharfes und kein verschwommenes Bild liefern wollen.

Wenn Uhren langsamer gehen

Zehn Jahre später fiel Einstein auf, dass nicht nur Masse und Energie, sondern auch Zeit und Energie miteinander verknüpft sind. Uhren gehen langsamer, wenn sie über mehr Energie verfügen, was etwa bei den Atomuhren der Fall ist, die

Was in Einsteins Tagen so geheimnisvoll war, wird heute in den Solarzellen genutzt.

sich an Bord von Satelliten in 20 000 km Höhe mit 140 000 km/h bewegen. Sie bleiben dadurch viele Mikrosekunden hinter ihren Gegenständen auf der Erde zurück, was GPS-Systeme ohne Einsteins Hilfe dazu bringen würde, ihr Ziel täglich um mehr als zehn Kilometer zu verfehlen.

Nachdem Einstein diese Zusammenhänge erfasst hatte, wandte er sich erneut dem Licht zu und bemerkte, dass Atome zwei Möglichkeiten haben, ihre Energie in Strahlung zu verwandeln: Sie können es spontan tun oder dazu stimuliert werden. Im zweiten Fall lässt sich das Licht enorm verstärken und bündeln. Man spricht heute vom «Laser» und kürzt damit «light amplification by stimulated emission of radiation» ab. Was Einstein 1916 als theoretische Möglichkeit erkannte, brauchte bis 1960 Zeit, um praktische Wirklichkeit zu werden, die mit Lasern in der Folgezeit CD-Player hervorbrachte und die industrielle Fertigung revolutionierte.

Als das erste Licht dieser Art leuchtete, war der grosse Mann bereits fünf Jahre tot. Schade. Er hätte über dieses geheimnisvolle Licht gerne gestaunt.

Ernst Peter Fischer ist Wissenschaftshistoriker und Autor von mehr als dreissig Büchern. Darunter sind zahlreiche Porträts und Biografien berühmter Naturwissenschaftler, mehrere über Albert Einstein.

die starke Erfahrung gemacht, dass es sich lohnt, an seiner ursprünglichen Überzeugung festzuhalten – selbst wenn man ihm sagte, damit falschzuliegen. «Daraus zog er die allgemeinere Schlussfolgerung, er dürfe sich in den wichtigsten Fragen nie wieder an experimentellen Befunden orientieren», so Bodanis. Einstein bezeichnete den Korrekturterm als «den grössten Blödsinn meines Lebens». Aber es sollte bald ein noch grösserer Blödsinn folgen.

Albert Einstein war nicht nur ein führender Forscher bei den Verhältnissen im ganz Grossen, also bei den Sternen und Galaxien. Er dachte auch bei den Verhältnissen im ganz Kleinen mit, bei den Atomen und deren Bestandteilen (Elementarteilchen). Seine Beschreibung von Licht, das auch aus winzigen Teilchen (Photonen) besteht, führte später zur Entwicklung von Lasern. Kollegen von Einstein kamen nun in den 1920er Jahren zum Schluss, dass sich die Verhältnisse innerhalb von Atomen nie ganz genau beschreiben liessen – und zwar nicht, weil man es noch nicht schaffte, sondern weil es grundsätzlich unmöglich war. Diese Forscher sagten, dass sich die Position und die Geschwindigkeit von Elementarteilchen nie gleichzeitig genau erfassen liessen. 1927 formulierte der junge deutsche Physiker Werner Heisenberg 1927 dazu die sogenannte Unschärferelation. Sie war der vorläufige Höhepunkt der bizarren Theorie über die Verhältnisse im Kleinsten.

Die neue Quantenmechanik war zu viel für Einstein. Er war zutiefst überzeugt, dass sich stets präzise Gesetze für die Bewegung von Teilchen finden liessen. Wenn das bei den Elementarteilchen nicht gelinge, so dachte er, sei das nur vorübergehend. Es war Einstein zuwider, dass sich das Verhalten von Elektronen und anderen Teilchen nur in Wahrscheinlichkeiten ausdrücken lassen sollte. Er hielt nichts vom Prinzip Zufall.

Einstein machte sich lustig. «Heisenberg hat ein grosses Quanten-Ei gelegt», spottete er. Er bezeichnete die Quantenmechanik als ein «wahres Hexeneinmaleins». Doch mehr und mehr Experimente bestätigten deren Prinzipien. Und immer mehr von Einsteins Forscherkollegen akzeptierten diese neue Physik. Sein enger Freund Niels Bohr, ein dänischer Nobelpreisträger, wurde gar zum Anführer der Heisenberg-Unterstützerfraktion.

Ungeheurer Sprung der Erkenntnis

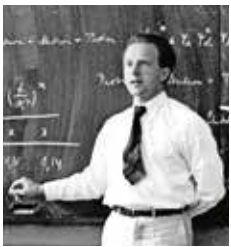
Bohr und Einstein diskutieren oft lange miteinander. Einstein versuchte, die Unschärferelation zu widerlegen, indem er immer neue Gedankenexperimente präsentierte. «Gott würfelt nicht mit dem Universum», sagte Einstein. «Hören Sie auf, Gott zu sagen, was er zu tun hat», entgegnete Bohr. Bohr konnte alle Einsprüche Einsteins gegen die Quantenmechanik entkräften. Schliesslich gab Einstein auf. Das war 1930.



«Gott würfelt nicht mit dem Universum»: Albert Einstein (r.) mit Niels Bohr, um 1930.

Fortan sagte Einstein nicht mehr viel zu diesem Thema. Er war aber nicht etwa von der Unschärferelation überzeugt, sondern stellte sie weiterhin in Abrede. Er stellte die Ohren auf Durchzug gegenüber allen sachlichen Argumenten. Er war sicher, irgendwann recht zu bekommen. Damit beging Einstein einen der schlimmsten Fehler, den ein Wissenschaftler begehen kann: Die beobachtbaren Tatsachen widersprachen zwar seiner Theorie. Aber statt seine Theorie zu überdenken, leugnete er die Tatsachen. Er war zum Dogmatiker geworden.

1932 bekam Albert Einstein einen Lehrstuhl an der Princeton University im US-Bundesstaat



Werner Heisenberg.

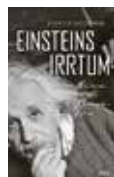
«Heisenberg hat ein grosses Quanten-Ei gelegt», spottete Einstein.

Franklin D. Roosevelt und sass Bildhauern Modell. Als Forscher aber war er bald isoliert. Die Kollegen mieden ihn zunehmend. Manche rieten gar davon ab, mit ihm zusammenzuarbeiten. Einstein forschte weiter – aber wieder

ganz auf sich gestellt, wie im Patentamt Bern. Er versuchte, die Relativitätstheorie nochmals zu verallgemeinern und den Elektromagnetismus einzubeziehen. Es gelang ihm nicht. Die wohl grösste Schmach für ihn war, dass die renommierte US-Fachzeitschrift *Physical Review* einen seiner Artikel ablehnte.

Trotz seiner wissenschaftlichen Isolation ab 1930 bleibt Albert Einstein als Jahrhundertgenie in Erinnerung. Denn er hatte der Wissenschaft zu einem ungeheuren Sprung der Erkenntnis verholfen. Einstein liess mit seiner Relativitätstheorie eine eigentlich unvorstellbare Realität zu, die sich nur noch berechnen lässt. Es war ein Schritt in eine Welt, in der es quasi spukt. Der Schritt stellte sich als vernünftig heraus.

1955 stellten Ärzte bei Einstein ein unheilbares Herzleiden fest. Er wusste, dass er bald sterben würde. Er hatte zwar Angst vor Schmerzen, blieb aber dem Tod selber gegenüber gelassen. Denn zuvor war er zur Einsicht gekommen, dass die Unterscheidung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nur eine «Illusion» sei, wenn auch eine «hartnäckige».



David Bodanis: Einsteins Irrtum. Das Drama eines Jahrhundertgenies. DVA. 336 S., Fr. 28.90



Die Bibel

Straftaten und Sünden

Von Peter Ruch

Im Fall Jürg Jegge hat die *Weltwoche* – wie schon oft, wenn jemand unter die Räder der öffentlichen Meinung geriet – die andere Seite beleuchtet, indem sie einen früheren Schüler Jegges zu Wort kommen liess, der ihm dankbar ist und keinerlei Übergriffe erfuhr. Damit hat sie einer wichtigen Wahrheit Nachachtung verschafft: Niemand ist durch und durch böse oder durch und durch gut. Jeder Mensch ist eine Mischung aus beidem. Jesus hat das auf den Punkt gebracht, als er den Gesetzestreuern, die eine Ehebrecherin steinigen wollten, entgegenrief: *Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein aufsie!* (Johannes 8, 7). Damit diskreditierte er die Schwarzweissmalerei ebenso wie ein Gesetz, welches masslos und brutal war.

Zwischen Sünde und Straftat gilt es freilich zu unterscheiden. In der Bergpredigt macht Jesus deutlich, dass «Sünde» nicht die formale Übertretung eines Paragraphen meint, sondern eine Gesinnung. Zum Beispiel habe *jeder, der eine Frau ansieht und sie begehrt, in seinem Herzen schon Ehebruch mit ihr begangen* (Matthäus 5, 28). Sexuelle Handlungen mit Schutzbefohlenen sind zweifellos sündhaft. Vor allem aber sind sie strafbar, solange sie nicht verjährt sind. Dass ein Schuldiger auch gute Taten auf dem Konto hat, ändert daran nichts. Ebenso wenig die Tatsache, dass auch auf der Richterbank Sünder sitzen. Vordergründig klaffen zwischen dem Richter und dem Angeklagten Welten, doch vor Gott sitzen beide im gleichen Boot. Dieses Bewusstsein fördert das richtige Augenmass und sorgt dafür, dass auch den Straftätern ihre Würde zugebilligt wird. Und von hier stammt ein wichtiger Impuls gegen jegliche Todesstrafe.

Sünden und Straftaten sind zweierlei. Die Sünde ist ein Habitus und beginnt lange vor der Straftat. Deshalb übrigens sollte der Papst, wenn er sich zu Übergriffen von Priestern äussert, nicht mehr von Sünde sprechen. Das könnte als Verharmlosung verstanden werden. Andererseits lebt die humane Gesellschaft davon, dass sie auch Straffällige nicht endgültig verurteilt.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfy, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Drachen speien Kohle

Die Zürcher Autorin Virginia Fox hat im Eigenverlag schon über 120 000 Bücher verkauft. Sie sieht sich als Unternehmerin. Ihr Produkt: fantasievolle Geschichten.

Von Rolf Hürzeler

Der Backfisch Luna-Maie steuert durch zwei Welten – als Schulmädchen und als Drache. «Sie war ganz damit beschäftigt, Rauchwölkchen auszustossen. Ihr langer Schwanz fegte enthusiastisch hin und her. Die schnelle Bewegung liess die grossen silberfarbenen Schuppen erzittern.» Schön und aufregend ist das – dumm nur, dass diese Drachen unsichtbare Astralwesen sind. Engeln ähnlich, von denen zwar viele wissen, dass es sie gibt, die sich aber Irdischen nicht zu erkennen geben. Auch nicht jungen Burschen – oder etwa doch?

Deshalb verwandelt sich Luna-Maie immer wieder gerne in einen Menschen zurück: «Das einzige Mühsame war, dass sie jedes Mal splitterfasernackt dastand und versuchen musste, die Kleider, die sich materialisierten, einzufangen.» Dabei, man ahnt es, wird sie einmal beobachtet: ausgerechnet von Ben, ihrer geheimen Liebe. Luna-Maie hat nämlich unglücklicherweise ein Schaffhauser Einkaufszentrum für die Verwandlung vom Astralwesen zum Teenager gewählt. Die Containerrecke immerhin, aber dennoch kein wirklicher Ort der Diskretion. Ben hat sie nackt beobachtet und dabei nicht an Astralwesen gedacht.

Luna-Maie muss sich ausser mit ihren wilden Gefühlen für Ben mit weiteren Sorgen herumschlagen. Ihre Drachenkapazitäten sind seit Einsetzen der Pubertät zusehends am Schwinden; sie sucht in all den verborgenen Drachenschriften nach einem Rezept, um die bedrohliche Entwicklung zu stoppen. Obendrein noch schwant ihrem Vater, dass seine Tochter ein Nebendasein als fliegender Dino fristet. So was bringt selbst einen hartgesottenen Papa ins Grübeln.

Hommage an Virginia Woolf

Die Szene vor dem Einkaufszentrum ist der Auftakt des neuesten Buchs «Das Drachmädchen» der 38-jährigen Schriftstellerin Virginia Fox. Hinter dem Namen steckt ein Pseudonym oder wenigstens ein halbes: Der Taufname ist echt, der Nachname dient ihr als Markenzeichen und ist eine kleine Hommage an die englische Schriftstellerin Virginia Woolf, mit der sie literarisch wenig verbindet. Immerhin haben sich beide Autorinnen zum Unerklärlichen hingezogen gefühlt: Während Virginia Fox literarisch in Astralwelten umherzieht, wagte Virginia Woolf in einem Roman wie «Orlando» rätselhafte menschliche Verwandlungen durch die Jahrhunderte hindurch, Geschlechtsumwandlung inklusive.

Virginia Fox sieht sich als Unternehmerin. Sie ist überzeugt, dass nur Eigeninitiative Erfolg bringt. «Ich verstehe nicht, warum die Selbständigkeit nie zur Sprache kommt, wenn die berufliche Laufbahn von Frauen zur Debatte steht», sagt Fox. Selbständigkeit ist zentral für sie: «Ich musste mit wenig durchkommen, um das zu tun, was ich will», sagt sie. Heute kann sie sich nicht mehr vorstellen, in ein Angestelltenverhältnis zurückzukehren. Sie arbeitete einst als Applikationsentwicklerin bei der UBS.

Von daher kommt ihre Affinität zur Cyberwelt. Virginia Fox verkauft alle ihre Bücher im Eigenverlag Dragonbooks über das Internet, zumindest bisher: «Im Herbst kommen meine ersten sechs Romane in die Buchhandlungen.» Selbstredend wiederum ohne Umweg über einen externen Verlag. Wichtigster Absatzkanal für den Verkauf der E-Books ist für sie allerdings der Online-Anbieter Amazon dank des Kindle-Unlimited-Programms: Ein Leser leiht sich für eine Flatrate Bücher aus. Geld erhält die Autorin nur für das, was tatsächlich gelesen wurde. Verliert ein Leser also das Interesse am Buch und hört auf mit Lesen, geht das auf ihre Kosten. Zusätzlich gibt es ein Bonussystem: Wenn ihre Kundschaft viele Bücher oder besonders viele Seiten von einem einzelnen Buch abgerufen hat, erhält sie zusätzlich einen Bonus zwischen 250 und 7500 Euro.

Vierzehn Romane hat Virginia Fox in den letzten sechs Jahren geschrieben und über 120 000 Bücher verkauft. Vier davon spielen in der Schweiz, handeln vom alltäglichen Leben mit den Drachen. Sie sprechen ihre vor allem weibliche Leserschaft im Esoterischen mit so köstlichen Sätzen an wie: «Sie schickte einen Energiestrahler durch ihren Körper, um ihren Müdigkeitslevel zu eruieren.» Die Protagonisten von Fox leben allerdings nicht nur von übersinnlichen Eingebungen, mitunter geht es zur Sache: «Ben küsst Luna-Maie auf den Mund. Kurz. Hart. So dass kein Platz für Missverständnisse bleibt.»

Die übrigen Romane spielen in den Rocky Mountains: Die Autorin verbrachte einst ein Austauschjahr in Colorado und freundete sich dort mit dem American Way of Life an. Diese

«Rocky Mountain»-Geschichten handeln von Liebe und Verbrechen in enger Verknüpfung. Sie verkaufen sich anscheinend wie die Drachengeschichten so gut, dass Virginia Fox mit ihrer elfjährigen Tochter gut davon leben kann. Im Übrigen gibt sie über ihr Privatleben wenig bekannt. Nur so viel: Neben den Buchstaben liebt sie Pferde und ist Besitzerin einer Urfreibergerstute. Diese Spezies steht zwar nicht auf der Liste der bedrohten Tierarten, gilt aber unter Kennern als eine Rarität, so eine Art Jurassier der ersten Stunde. Zum Parade-ross kommen noch ein Hund sowie zwei Katzen; bei Foxens zu Hause krecht und fleucht vieles.

Akkordarbeit

Nach einem Abstecher in ein Psychologiestudium machte Virginia Fox ihre Pferdewelt zum Beruf und gründete eine Ponyreitschule; doch

die Schreiblust liess sie nicht los. Die fantastischen Geschichten durchzogen ihre Gedanken so intensiv, bis sie sich entschied, die Ponys zu verkaufen und beruflich in ihrer Fantasy-Welt zu lustwandeln. Dazu kamen die Erinnerungen an die Abenteuer in den Rocky Mountains – und schon waren die beiden Buchreihen perfekt. Fehlte nur noch das Schreiben, und das kann sie blitzschnell: «Ich tauche ab in die Welt meiner Figuren und schreibe ihre Geschichten nieder; da bin ich für andere nicht mehr ansprechbar», sagt Fox. Sie lebt bewusst in verschiedenen Welten. Oft wählt sie ein Kaffeehaus als Arbeitsort, dort kann sie abschalten.

Virginia Fox muss Akkordarbeit leisten, um ihr Pensum zu erfüllen. Sie schreibt nach dem morgendlichen Spaziergang mit dem Hund ziemlich den ganzen

Tag durch, bis ihre Tochter von der Schule heimkommt. Deshalb kann Fox Buch um Buch herausgeben: «Meine Leserinnen erwarten das.» Sie verlangen stets eine neue Geschichte, wenn sie eine gelesen haben. So entstehen rund vier Bücher von etwa 400 Seiten im Jahr. Die Fantasie scheint ihr dabei nie auszugehen, aufwendig ist dagegen das organisatorische Drumherum, bis ein Buch tatsächlich erscheint – Lektorat, Korrektur, Titelbild, der



Eine Prise Erotik.

«Ben küsst Luna-Maie auf den Mund. Kurz. Hart. So dass kein Platz für Missverständnisse bleibt.»



One-Woman-Show: Bestsellerautorin Fox.

Druck in Polen. Für eine One-Woman-Show tönt das alles nach ziemlich viel.

Feines verbales Abtasten

Virginia Fox setzt in ihren Büchern auf die bewährte Mischung von spannender Handlung mit etwas Mord und Totschlag sowie einer Prise Erotik. So begegnen sich in ihrem Roman «Rocky Mountain Lion» auf einer Wildtierstation ein getarnter FBI-Agent und die engagierte Tierschützerin Quinn. Die beiden misstrauen sich, weil sie sich gegenseitig unterstellen, im Dienst einer Bande von Wilderern und Schmugglern zu stehen. Doch die unvermeidlichen Schmetterlinge flattern ihnen schon bald durch den Unterleib: «Das Gefühl von Quinns Po an seinem Schwanz würde ihn in Kürze in den Wahnsinn treiben.» Das ist zwar nicht die Sprache der feinen Dame, aber jedes Mauerblümchen versteht, wohin die Reise geht. Zu einer

Meisterleistung schwingt sich die Autorin in diesem Roman auf, als sich die beiden Helden in einem Dialog gegenseitig die Würmer aus der Nase ziehen. Ein feines verbales Abtasten mit Geben und Nehmen – bühnenreif. Virginia Fox beherrscht auch die Dramaturgie des Erzählens. So lässt sie ihre Figuren mit einem Schneemobil durch den Wald blochen – und schon fällt ein Schuss, um die Handlung schnell weiterdrehen zu können. Wie es sich für einen anständigen FBI-Agenten gehört, wirft er sich bei diesem Zwischenfall auf die Frau, natürlich nur, um sie zu beschützen. Dennoch gefällt das beiden sehr, wie so oft im Leben.

«Kleiner Pageturner», stellt man als Leser fest, und lässt sich von der Geschichte gefangen nehmen. Schön für die Unternehmerin Virginia Fox, die so wieder einen Kunden mehr hat.

Bücher online: www.virginiafox.com

Debüt

Deals und Gefühle

Ein Schweizer Roman – der Erstling von Erik Nolmans – spielt in der Wirtschaftswelt. Endlich.

Es beginnt mit einem Freitag – eine Frau geht ins Wasser des St.-Moritzersees. Und es hört auf mit einem, dann doch nicht vollzogenen Freitag – ein Mann bremst seinen Range Rover ab, bevor er damit ins Bürohaus rast. Dazwischen geht es um grosse Egos und grosse Deals. Und grosse Gefühle, die die längste Zeit nicht gezeigt werden können und wollen.

Erik Nolmans, stellvertretender Chefredaktor der Wirtschaftszeitschrift *Bilanz*, hat seinen ersten Roman geschrieben. Dieser spielt in der Welt des Geschäftemachens, in der sich die Figuren respektive der Ich-Autor auskennen, und ist spannend sowie mit Tempo erzählt. Es geht um einen Hedge-Fund-Chef, der ein *master of the universe* sein möchte, aber eigentlich bloss besser als sein Vater. Und um einen Bankangestellten, der lieber Kunstmaler wäre, sich aber doch dem Geldverdienen zuwandte, wenn auch nicht mit vollem Einsatz und höchstens halber Hingabe. Sowie um eine Frau, die zu einem Teil Superhirn, zu einem Drama-Queen und zu einem Teil ängstliches Mädchen ist, das gerettet werden möchte. Die Männer sind Widersacher im Business nach aussen, nach innen geht es um das Mädchen. Oder jedenfalls um dessen Besitz.

In der Welt der Gefühle kennen sich die Figuren – oder der Autor? – weniger gut aus. Was aber nicht heisst, dass entsprechende Stellen weniger lesenswert wären. Im Gegenteil. Es interessiert, ob hinter der teuren Hemdbluse des Alphamanns ein Herz schlägt und ob der Banker wider Willen den ihm scheinbar Überlegenen schlagen möchte, obwohl das anstrengend ist. Und ob die Frau weiter täglich bis Mitternacht arbeiten möchte – oder sich vielleicht doch auf einen Menschen einlassen und diesen lieben möchte. Dass das Geschäftemachen bloss ein Spiel ist, bei dem einer heute gewinnt, was ein anderer verliert, wird bald klar. Dem Leser wenigstens. Der Autor, so sieht's aus, misst dem Dealen Bedeutung bei und kann darin einen Sinn erkennen.

Die wohl grösste Leistung Erik Nolmans': Er hat sich als Schriftsteller mit Geld und Menschen, deren Lebensziel das Verdienen desselben ist, auseinandergesetzt. Denn für das Deuten und Erklären unserer Zeit braucht es auch eine Auseinandersetzung mit der Wirtschaft und ihren Subjekten. *Mark van Huisseling*



Erik Nolmans:
Der Deal der drei Namen.
Offizin.
270 S., Fr. 28.90.–

Amerikanische Verhängnisse

Triumph und Depression, Glanz und Niederlage: Der Kultschriftsteller F. Scott Fitzgerald, einst eine Art Vorbild Hemingways, bleibt interessant. Neue Geschichten aus seinem Nachlass zeigen einen Mann auf der Höhe seiner Brillanz. Gleichzeitig fehlte ihm die Kraft, sein Leben zu meistern. *Von Pia Reinacher*

Wenn der amerikanische Glamour-Schriftsteller etwas, bis ins Extrem übersteigert beherrschte, dann die Fähigkeit, in seinen Büchern den Duft, die Zwänge und die Verlockungen seiner Zeit perfekt zu spiegeln. Keiner horchte den Puls der amerikanischen Gesellschaft der Roaring Twenties genauer ab – mit ihrer Dekadenz, ihren Ausschweifungen, ihrem wirtschaftlichen Übermut und ihren sozialen Umbrüchen. Keiner verhandelte die Makro- und Mikrogeschichte seiner Zeit auf dem Feld der Literatur so präzise wie F. Scott Fitzgerald, nicht nur in seinem weltberühmt gewordenen Kultroman «Der grosse Gatsby» (1925), sondern auch in Romanen wie «Diesseits vom Paradies» (1920) oder «Zärtlich ist die Nacht» (1934).

Alles schien nach dem Ersten Weltkrieg plötzlich möglich geworden zu sein. Der Aufschwung bot dazu die nötige finanzielle Grundlage. Die vom Krieg gebeutelte Generation warf sich nach der Rückkehr aus Europas Schlachtfeldern ins rauschhafte Leben. Gesellschaftliche Zwänge wurden niedergewalzt. Die Jugend betäubte sich in einem ausschweifenden, von Jazz, Alkohol, Tanzpartys und Vergnügungssucht geprägten Leben, das den kollektiven Identitätsverlust nur vordergründig zudecken konnte. In der Zeit zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Börsenkrach 1929 gab es in den USA mehr neue Millionäre als in jedem anderen vergleichbaren Zeitraum. Der Erfolg der gierigen Aufsteiger gründete aber auf wackelndem Fundament. Oft resultierte er aus dem Handel mit überbewerteten oder ungedeckten Wertpapieren, aus Alkoholschmuggel oder dem Betrieb illegaler Nachtclubs. Das Leben der Neureichen der Jazz-Ära hatte ein kurzlebigen, da kriminelles und spekulatives Fundament.

Leben als Sackgasse

Und Fitzgerald demonstriert uns dieses Phänomen anschaulich, vor Leben strotzend und unwiderstehlich. Der geheimnisumwitterte, reiche, einsame Gatsby ist eine Schlüsselfigur. Er hat in Frankreich als Soldat gekämpft. Nach seiner Rückkehr lebt er allein in einer palastartigen, unheimlich wirkenden Villa. Keiner weiss, wie er an das viele Geld gekommen ist, welche Geschäfte er betreibt. Manche flüstern sogar, er habe Menschen umgebracht. Seine einstige Geliebte Daisy findet er verheiratet mit einem neureichen, brutalen Polospieler wieder. In einem fatalen Kampf mit tragischem Ausgang versucht er, die verlorene Zeit wiederzugewinnen und die Frau zurückzuholen. Mit «The Great



Lebensgier und Leere: F. Scott Fitzgerald mit Gattin Zelda, 1932.

«Gatsby» wurde Fitzgerald weltberühmt. Der Roman wurde mindestens fünf Mal verfilmt. Die Selbstspiegelungen, die verschwimmenden Identitäten, die bis zur Selbstauflösung gesteigerte Selbstsucht dieser Nachkriegsgeneration kann man zum Beispiel in der brillanten Film-

version von Jack Clayton (1974) mit Robert Redford, Mia Farrow und Bruce Dern in einer gesteigert sinnlichen Art ablesen.

Man muss diese literarisch-schriftstellerische Kulisse als Gegenprogramm vor dem inneren Auge haben, wenn man die achtzehn unbe-

kannten Kurzgeschichten liest, die im Nachlass entdeckt wurden und Mitte April, zwei Wochen vor der amerikanischen Erstausgabe, unter dem Titel «Für dich würde ich sterben» erschienen sind. Sie stammen mit einer Ausnahme aus den Jahren 1932 bis 1940. Fitzgerald befand sich in dieser Zeit bereits im freien Fall. Der einstige Superstar auf allen Literaturbühnen war in Vergessenheit geraten. Seine Texte wurden nicht mehr gedruckt, sein Leben war eine einzige Sackgasse. Das ausschweifende Leben, das er mit seiner exzentrischen Frau Zelda Sayre in den zwanziger Jahren geführt hatte, war an Alkoholismus, Depression, Verschuldung, versiegter Kreativität und der psychischen Erkrankung seiner Frau gestrandet. Zelda erlitt mehrere Zusammenbrüche und verbrachte die meiste Zeit

Die vom Krieg gebeutelte Generation warf sich ins rauschhafte Leben.

in psychiatrischen Kliniken, die Fitzgerald mit immer vergeblicheren Anstrengungen zu finanzieren versuchte. Das Ehepaar entfremdete sich – auch in der Folge diverser Seitensprünge.

Es gibt Literaturhistoriker, die darüber rätseln, inwieweit die auf den Erfolg ihres Mannes eifersüchtige Zelda seinen Alkoholismus gezielt förderte und ihn durch ihre masslosen Selbstinszenierungen vom Schreiben abhielt. Die Lebensgier und die Leere des vulgären Lebens der Amerikaner waren nach der Grossen Depression der Arbeitslosigkeit, der Armut und der kompletten Illusionslosigkeit gewichen.

Was unternimmt F. Scott Fitzgerald in dieser ausweglos scheinenden Lage? Er versucht, an den frühen Erfolg seiner Kurzgeschichten anzuknüpfen. Das Genre war für ihn allerdings immer sekundär – eine hochwillkommene Geldquelle, eine Art Broterwerb, mit dem er seine Romane querfinanzierte. Er schrieb sie schnell und verkaufte sie schnell und teuer. Seine 1920 erschienene Kurzgeschichtensammlung «Flappers and Philosophers» zum Beispiel war damals sehr erfolgreich. In dieser Zeit erhielt er für eine Kurzgeschichte ohne Weiteres zwischen 1000 und 4000 Dollar, ein exorbitantes Honorar (1000 Dollar von 1925 entsprechen einem Gegenwert von 12 423 Dollar 2015). Also probierte er diese Versuchsanlage zu wiederholen. Allerdings hatte er seinen sinkenden Stern und den gewandelten Publikumsgeschmack unterschätzt. Redaktoren von Massenblättern und Lektoren erwarteten glitzernde Stories, Liebesgeschichten zwischen grellen jungen Männern und reichen Frauen – was Fitzgerald jetzt lieferte, war düster und depressiv. Wieder spiegelte er konzessionslos den Zeitgeist. Er dachte nicht daran, sich den Erwartungen seiner Geldgeber anzupassen. Ein Chronist der amerikanischen Zerfallserscheinungen. Die Geschichten spielen während der Wirt-

schaftskrise und zeigen die Kehrseite des American Dreams.

Fitzgerald hielt die jetzt neu versammelten vierzehn abgeschlossenen Erzählungen, die drei Filmexposés und das Fragment für ausgezeichnet. Er war tief enttäuscht, als sie unveröffentlicht blieben. Nicht alle sind von gleicher Qualität. Dass sie aus einer Zeit stammten, in der sich der Grossschriftsteller nicht mehr redigieren lassen wollte, merkt man der einen oder anderen an. Und doch erreicht er wieder neue literarische Höhepunkte. Vor allem wird er zum unbestechlichsten Kommentator seines eigenen schweren Lebens. In vielen Geschichten spielen Krankenschwestern und Ärzte die Hauptrollen. In den Texten «Böser Traum», «Die grosse Frage», «Wirbelsturm in stillen Gefilden» und «Die Frauen im Haus» seziert der Schriftsteller mit manch autobiografischen Versatzstücken ironisch und tabulos das schwierige Leben des krisengeschüttelten Paares.

Zum Brilliantesten gehört die titelgebende Geschichte «Für dich würde ich sterben». Hintergrund ist die triste Zeit, die er in der Bergwelt von North Carolina verbrachte. Die Angst vor dem Wiederaufflammen der Tuberkulose zwang ihn in die Berge; er hoffte, dass die frische Luft ihn kurieren würde. «Für dich würde ich sterben» entstand zwischen 1935 und 1937, als er in einfachsten Hotels und Motels logierte, von Dosensuppe lebte, seine Unterwäsche im Waschbecken wusch – aber vom Pförtner, der sich noch am alten Glamour des ehemaligen Kultschriftstellers orientierte, doch mit der gebotenen Untertänigkeit begrüsst wurde.

Grosszügigkeit und Verachtung

Ungewöhnlich ist, dass er jetzt auch das gewandelte Selbstverständnis der Frauen nach der Grossen Depression thematisierte. Ihnen eröffneten sich zwar neue Lebensentwürfe – gleichzeitig wurden sie immer noch von Stereotypen über die weibliche Lebensführung in Schach gehalten. Fitzgerald spricht darüber in «Danke für das Feuer», «Abseits» oder «Gruss an Lucie und Elsie». Seine Haltung zu den Frauen blieb allerdings ambivalent: eine Mischung aus Grosszügigkeit und Verachtung für die Freiheiten einer neuen Frauengeneration. In diesen Passagen zeigt sich auf brillante Weise eine unschlagbare Fähigkeit des amerikanischen Grossschriftstellers, die alle seine neuen Geschichten charakterisiert. Es ist eine schwererträgliche Mischung aus messerscharfer Selbstanalyse und der unfassbaren Unfähigkeit, sich aus eigener Kraft aus dem erstickenden Netz der Verstrickungen und Verhängnisse zu befreien.



F. Scott Fitzgerald:
Für dich würde ich sterben.
Letzte Erzählungen.
Hoffmann und Campe.
496 S., Fr. 31.90

Knorr's Krimis



Masochismus-Girls



Ein Girl im Titel zahlt sich aus. «Gone Girl» war ein Bestseller und wurde verfilmt, «The Girl on the Train» auch, und mit «The Girl Before», bereits in über dreissig Sprachen übersetzt, wird's auch so sein: Die Verfilmung ist geplant. Aber was steckt nun hinter diesem neuesten «Girl»? Ein Psychothriller von einem gewissen JP Delaney (man vermutet Tony Strong hinter dem Pseudonym), den eher ein PR-Team zusammengeschnürt haben könnte: Man mixt ein «Girl» (hier sind's zwei) mit «Shades of Grey»-Sex, mondänem Design und verdrehtem Plot, und schon hat man den Zeitgeist-Thriller. Nur stolpert man bereits über den Anfang: Ein superdigital ausgestattetes Haus darf nur bewohnen, wer über 200 Regeln befolgt! Wer würde sich so was antun? Nur zwei SM-Ladys. Die eine, Emma, kommt im Haus zu Tode, die andere, Jane, fast, bis sie den Mörder dingfest macht. Das Verdrehte daran: Emma hat früher im Haus gewohnt, und Jane tut es heute (das sind die Kapitel «Damals» und «Heute»). Beide verlieben sich in den Architekten. Weil sie aber fast identisch sind, bringt man «Heute» und «Damals» durcheinander. Ist aber wurscht. Worum es wirklich geht, findet sich gegen Ende: «Ich will nicht vergöttert, sondern beherrscht werden. Ich will einen gefährlichen Mann.»

JP Delaney: The Girl Before. Penguin. 400 S., Fr. 18.90

Abgetrennte Füsse



Der Variantenreichtum an Ermittlern ist überschaubar, aber mit dem schottischen Meeresbiologen Cal McGill hat der Schotte Mark Douglas-Home in seinem ersten Thriller die Vielfalt der Schnüffler um eine bizarre Version bereichert. Cal McGills Spezialität sind zurückverfolgbare Spuren von Gegenständen aller Art, die ins Meer geschmissen und ans Ufer gespült werden. Mit einem Computerprogramm kann er genau ermitteln, woher sie stammen. Als abgetrennte Füsse in Turnschuhen angespült werden, braucht's McGill. Vielleicht hat Autor Douglas-Home ein wenig zu viel Nebenhandlungen reingepackt, aber das Lokalkolorit ist so grossartig, dass man nicht davon lassen kann.

Mark Douglas-Home: Sea Detective.
Ein Grab in den Wellen. Rowohlt. 400 S., Fr. 14.90

A photograph of three rowers in a boat on a lake at dusk. The rowers are seen from behind, rowing towards the right. The water is calm, and the background shows a cityscape with lights under a hazy sky. Two text boxes are overlaid on the image.

GELESEN

«Wie krank darf ein Sportler sein?»

GELESEN

«Stöhnen vor Schmerz»

Als wäre ich ein Gespenst

Die Facebook-Managerin und Bestsellerautorin Sheryl Sandberg schreibt über den Tod ihres Mannes. Was hilft, wenn Trauer wehrlos zu machen droht? Von Beatrice Schlag



Leben mit Option B: Autorin Sandberg mit ihrem verstorbenen Mann Dave Goldberg, 2014.

Sie waren die Royals des Silicon Valley. Herausragend begabt, unverschämt erfolgreich, milliardenschwer und glücklich miteinander verheiratet. Sheryl Sandberg, COO bei Facebook sowie Bestsellerautorin («Lean In»), und Dave Goldberg, CEO des Softwareherstellers Survey Monkey, schienen das perfekte Leben zu führen. Am 1. Mai vor zwei Jahren fand Sheryl Sandberg ihren Mann in einer Blutlache im Fitnessraum des mexikanischen Luxusresorts, in dem das Paar mit Freunden das Wochenende verbrachte. Der 47-jährige Goldberg hatte auf dem Laufband einen tödlichen Herzinfarkt erlitten. Nach erfolglosen Wiederbelebungsversuchen im Krankenhaus umarmte sie den Leichnam immer wieder: «Ich dachte, wenn ich mich einfach weigere, ihn loszulassen, hört dieser Albtraum auf.»

Das Schweigen brechen

Zehn Tage später kehrte Sheryl Sandberg an ihren Arbeitsplatz zurück. Und erlebte, was jeder kennt, der schon einmal plötzlich einen nahen Angehörigen verloren hat: Die Leute verstummten, wenn sie in die Nähe kam. «Sie sahen mich an, als wäre ich ein Gespenst. Mein Selbstbewusstsein brach ein. Ich sagte zu Mark Zuckerberg: «Alle meine Beziehungen sind weg. Keiner will mehr mit mir reden.» Er sagte: «Sie wollen mit dir reden. Aber sie wissen nicht,

was sie sagen sollen.» Über den Facebook-CEO, der im Film «The Social Network» als wenig mitfühlender Computerfreak gezeigt wurde, sagt sie: «Mark ist der Grund, warum ich wieder auf die Beine kam. Wenn ich mich isoliert fühlte und zu weinen anfang, zog ich ihn in seinen Konferenzraum. Er sass dann einfach da, immer wieder, und gab mir zu verstehen, dass er und seine Frau das mit mir durchstehen würden.»

Einen Monat nach dem Tod ihres Mannes postete Sandberg einen aufsehenerregenden Brief auf Facebook, mit dem sie hoffte, jene zu erreichen, die sich schweigend von ihr abwandten. «Wenn sich eine Tragödie ereignet, hat man die Wahl: Man kann der Leere im Herzen nachgeben oder versuchen, eine Bedeutung darin zu finden. Ich war oft in der Leere verloren. Aber wenn ich es kann, wähle ich Leben und Bedeutung», schrieb Sandberg in dem Brief. «Wenn ich gefragt werde, wie es mir gehe, muss ich mich zurückhalten, um nicht zu schreien.» Aber sie habe gelernt, um Hilfe zu bitten. «Bisher war ich die COO, die Planerin und Macherin. Aber das hier habe ich nicht geplant. Als es geschah, war ich kaum zu etwas fähig. Bei einem Schulanlass für meine Kinder bot ein Freund an, mich als Ersatzvater zu begleiten. Ich heulte, ich wollte Dave, ich wollte Option A. Er sagte: «Option A gibt es nicht mehr. Also lass uns aus Option B

alles herausholen, was sie hergibt.» Das Facebook-Echo auf den Brief war riesig. Hunderttausende kondolierten. Viele erzählten von ihren eigenen Erfahrungen mit Tod, Krankheit, Notlagen. «Danach», sagt Sandberg, «habe ich mich nie mehr allein gefühlt.»

Vor zwei Wochen erschien unter dem Titel «Option B» ihr zweites Buch, das sie zusammen mit dem Psychologieprofessor Adam Grant nach dem Tod ihres Mannes verfasst hatte. Sie habe den Facebook-Brief aus einem Impuls heraus geschrieben, sagte Sandberg dem *Time Magazine*, aber die Reaktion darauf habe sie veranlasst, mehr zu tun: «Ich habe so vieles falsch gemacht.» Vor allem habe sie genau die drei Fehler begangen, die Trauer unnötig verlängern: Sie habe sich mitschuldig gefühlt am Tod ihres Mannes, obwohl er an einer unerkannten Herzkrankheit gestorben war. Sie habe geglaubt, Trauer sei ein allumfassendes Gefühl, das keine fröhlichen Erlebnisse mehr zulasse. Und sie sei überzeugt gewesen, dass sie die Trauer und die Angst davor, dass alles im nächsten Moment vorbei sein könne, nie mehr würde abschütteln können.

«Option B» enthält keine Erkenntnisse über den Umgang mit Trauer, die nicht auch anderswo nachzulesen sind. Dass das Buch dennoch bereits Nummer eins auf der Bestsellerliste der *New York Times* ist, liegt aber nicht nur daran, dass Sandberg zu den berühmtesten Frauen der Welt gehört. Sie ist auch eine hervorragende Kommunikatorin. Die Mischung aus persönlicher Erzählung und sehr konkreten Ratschlägen («Schreib jeden Tag drei Dinge auf, die dich gefreut haben. Und drei, die du gut gemacht hast, auch wenn es anfangs nur ein Tee war») nimmt die Angst vor beklemmender Lektüre. «Es ist das weiseste Buch über Trauer, das ich kenne», schrieb eine seit wenigen Jahren verwitwete Journalistin im *Guardian*, «ich wünschte, es wäre früher erschienen. Alles, was wir brauchen, ist ein Buch, das erklärt, was wir brauchen, wenn wir unfähig sind zu reden.»

Zehn Monate nach Goldbergs Tod fing Sandberg – auf das sanfte Drängen ihrer Schwiegereltern hin – wieder an, Männer zu treffen. Inzwischen ist sie mit einem alten Freund liiert. Als erste Bilder der beiden veröffentlicht wurden, bezeichnete sie jemand auf Facebook als «Dreckshure». Ein anderer schrieb: «Eine Lady mit Klasse. Die Liebe ihres Lebens stirbt. Und schon tauscht sie wieder Körperflüssigkeiten mit einem Neuen aus.» Auch dazu liefert die Facebook-COO Informationen: «54 Prozent der Männer mittleren Alters sind ein Jahr nach dem Tod ihrer Gefährtin wieder liiert. Bei gleichaltrigen Frauen sind es nur 7 Prozent. Die trauernde Witwe entspricht unseren Erwartungen, nicht die, welche ausgeht und tanzt.»

Sheryl Sandberg, Adam Grant: Option B: Facing Adversity, Building Resilience, and Finding Joy. Knopf. 240 S., Fr. 27,40

Moralische Tagesbefehle

Mit seiner Kolumne «Hundert Zeilen Hass» zerlegte der Autor Maxim Biller die «öko-pazifistisch-feministischen Trantüten» der achtziger und neunziger Jahre. Leider vergeblich. Von Peter Keller



«Öko Heil!»: Autor Biller.

Hass muss produktiv machen. Sonst ist es gleich gescheitert, zu lieben», schrieb vor hundert Jahren der Satiriker Karl Kraus, der in seinen Lesungen die Literaturschranzen seiner Zeit sezieren und die Moralspiesser mit der Wucht eines Scharfrichters sprachkritisch auseinandernahm. Wer richtig liebt, kann auch deftig hassen. Der 1960 geborene Schriftsteller Maxim Biller ist eines dieser streitbaren Restexemplare; einer, der die Polemik als Kunstform betreibt, die Beleidigung nicht scheut und einen Hohlkopf einen Hohlkopf nennt.

«Hundert Zeilen Hass» heisst die Sammlung dieser von 1987 bis 1996 monatlich in der Zeitschrift *Tempo* und dann bis 1999 im *Zeit-Magazin* erschienenen Kolumnen. Der Titel war schon damals eine – gewollte – Zumutung, seine Texte, so Biller, seien ein «Indizienprozess» im Kampf für das Gute und gegen alles Schlechte. Die Lektüre ist eine böse Nostalgiefahrt, wie abgeblätterte Schaubudenfiguren ziehen die Namen von Politikern, Künstlern, Intellektuellen jener Jahre an einem vorbei. Der Zeitgeist von gestern, abgefallen wie die Läuse eines toten Tieres.

Doch so wenig bedeutsam es ist, die exemplarischen Zielscheiben Karl Kraus' näher zu kennen, etwa den Schwurbeldichter Hugo von Hofmannsthal oder die Vertreter der von ihm so verhassten «Journaille», so lesen sich auch Bil-

lers frühe Kolumnen lustvoll, unabhängig davon, ob man wie bei seinem Eröffnungstext etwa die Filme und das Leben des damaligen Starschauspielers Mickey Rourke präsent hat. Es handelt sich um eine Platzhalter-Existenz. «Alle finden diesen Kerl mit dem Unschuldsginsen, der weichen Lippe, dem harten Blick und der sicher noch viel härteren Hose «stark» oder einfach nur «wahnsinnig». Besonders unsere Ray-Ban-501-Cherrycoke-Freundinnen seufzen wehmütig, wenn sie an ihn denken. Weshalb das Wort Arschloch gut zu ihm passt.»

«Für die Deutschen bleibe ich Jude»

Ganz durch die Jahre abgepudert sind die Texte jedoch nicht. Fast schon beklemmend zu lesen sind Billers Wutanalysen wider das aufziehende Öko-Feminismus-Spiessertum. Zu lange hätten wir die Vegetarier nicht ernst genommen, schreibt er 1991, die in diesem «typisch beleidigten, herrischen Vegetarier-Nichtraucher-Kaserne-Ton» verkündeten, durch ihr fleischloses Essen die Welt verbessern zu wollen. Spätestens dann habe ihm gedämmert, dass der Vegetarier «nicht nur ein lächerlicher Wicht ist, sondern ein Feind und dass der Vegetarismus nicht bloss eine ziemlich alberne Art ist, sich zu ernähren hat, sondern eine gottverdammte Religion». Eine Religion, die sich seither rasend verbreitet und auch schon ihre Priesterkaste

kennt, die sich vom bloss vegetarischen Pöbel abzuheben versucht: die Veganer.

Biller geht weiter, immer dorthin, wo es schmerzt. «Und wir erinnerten uns, dass die grosse Vegetarierbewegung, die in Deutschland im 19. Jahrhundert entstand, zu Nichtvegetariern ein ähnlich humorloses Verhältnis hatte wie die Nazis zu den Juden, indem sie nämlich im Fleischverzehr die Wurzel aller Zivilisationsübel sah. Nur logisch, dass ebenjene Vegetarierbewegung 1933 in ihrem Zentralorgan, der *Vegetarischen Warte*, begeistert vermerkte, «dass zum ersten Mal in der deutschen Geschichte den bedeutungsvollsten Posten unserer Nation ein Vegetarier und Rauschgiftgegner übernahm.» Biller bilanziert: «Öko Heil!»

Das ist böse, frech, aber deswegen nicht unwahr – und hat auch mit der biografischen Aussenseiterposition des Autors zu tun. Biller, in Prag geboren, ist 1970 zusammen mit seinen russisch-jüdischen Eltern nach Deutschland emigriert. Für die Deutschen «bin und bleibe ich Jude, ob ich will oder nicht, und das macht mich sehr viel mehr zum Juden als das vielleicht wirklich Jüdische an mir». Ihm ist der Zutritt zur Herde versperrt, zu den «neurotischen Beamten und flachgesichtigen Angestellten» mit ihren Thermoskannen. Umso freier kann er sie anbellern und über den deutschen Philosemitismus höhnen, den Literaturbetrieb, die Kleinfamilie, die «grünen Pfaffen», MTV und den Nachkriegswohlstand.

Darf man das, hassen? Damit Hass zustande komme, bedürfe es «einer zugespitzteren Hinwendung» als bei der Liebesintention, schrieb Anfang des 20. Jahrhunderts der österreichisch-britische Philosoph Aurel Kolnai. Diese besondere Form der Beziehung durfte auch die Journalistin und Mitherausgeberin der Wochenzeitung *Die Zeit*, Marion Gräfin Dönhoff (1909–2002), erfahren, gemäss Wikipedia eine der «bedeutendsten Publizistinnen» der bundesdeutschen Nachkriegszeit. Für Biller waren ihre Leitartikel «moralische Tagesbefehle, Belehrungen und Bekehrungen – immer von oben herab, aber nie aus geistiger Höhe, wie von der Kanzel also und somit Predigten gleich». Ihr journalistisches Repertoire – Menschenrechte, Abrüstung, Apartheid in Südafrika – «ein Langweiligkeitskatalog ersten Ranges». Unerträglich werde die Lese-Ödnis, «weil Frau Dönhoff stets einen Standpunkt vertritt, den garantiert jeder teilen kann». Auch sie eine Platzhalter-Existenz. Man ersetze Dönhoff bloss durch Frank A. Meyer oder sonst irgendeine «öko-pazifistisch-feministische Trantüte» aus Politik, Medien und Kultur.



Maxim Biller: Hundert Zeilen Hass. Tempo. 400 S., Fr. 36.90

Vom Menuett zur Marseillaise

Die historische Romantrilogie von Robert Faesi (1883–1972) lebt von der Spannung einer Übergangszeit: Die Pariser Revolution brach auch die Mauern von Zürich. *Von Christoph Mörgeli*

Nein, eine Rolle in der Weltliteratur spielte Robert Faesi nicht. Oder höchstens ganz am Rande: Der Literat und Literaturwissenschaftler gehörte zu den engsten Schweizer Freunden von Thomas Mann. Die gegenseitigen Begegnungen intensivierten sich in den Vor- und Nachkriegsjahren, in denen die Manns in der Schweiz lebten. Ein reger Briefwechsel zeugt von der gegenseitigen Wertschätzung.

Im Schatten Ermatingers und Staigers

Robert Faesi lebte für einen Schriftsteller und Gelehrten auf verhältnismässig grossem Fuss in Zollikon. Dies verdankte er seinen patrizischen Ahnen, deren Erbe er auch in geistigem Sinn verwaltete. Als Professor an der Universität Zürich stand der feinsinnige Gesellschafter im Schatten der weit einflussreicheren Dozenten Emil Ermatinger und Emil Staiger. Und dennoch zeichnete den intuitiven Literaturbetrachter Faesi vor diesen gefeierten Wissenschaftlern die persönliche Nähe zu zeitgenössischen Literaten aus. Als Staatsbürger eher konservativ, verhielt sich Faesi als «Homo Turicensis» gegenüber Emigranten ausgesprochen hilfsbereit. Er, der so glücklich war über den Ort, wo er hingehörte, unterstützte jene nach Kräften, denen dieser Ort genommen und zerstört worden war.

Richtig populär und auch im kommerziellen Sinn erfolgreich wurde Robert Faesi mit einem seiner harmloseren Werke. Die Novelle «Füsilier Wipf» – entstanden 1917 – feierte dank der Verfilmung auf dem Höhepunkt der geistigen Landesverteidigung 1938 mit Stars wie Paul Hubschmid, Elsie Attenhofer, Lisa della Casa, Heinrich Gretler und Emil Hegetschweiler eigentliche Triumphe. Haupt- und Schlüsselwerk von Faesis Schaffen bildet aber seine Romantrilogie: «Die Stadt der Väter» (1941), «Die Stadt der Freiheit» (1944) sowie «Die Stadt des Friedens» (1952). Diese drei Romane schrieb der Gelehrte mit dem gediegenen Auftritt und dem weitgespannten Beziehungsnetz, als er bei seinen Studierenden schon etwas aus der Mode gekommen war.

Wer bereit ist, sich auf einen munteren, oft humorvollen, manchmal auch leicht pädagogischen Erzählstil einzulassen, liest Faesis Zürcher Trilogie noch immer mit Gewinn. Der Autor wählte den Blickwinkel eines der schweizerischen wie der zürcherischen Heimat in Treue verbundenen Bürgers. Es geht um eine literarische Aufarbeitung der politischen, sozialen und gesellschaftlichen Zustände innerhalb der Zürcher Stadtmauern

Robert Faesi gehörte zu den engsten Schweizer Freunden von Thomas Mann.

vom Ancien Régime bis zur Gründung des Bundesstaats von 1848.

Nicht das Allgemeine fasziniert den Autor, sondern das Einzelne, nicht das Grossgemälde, sondern die Miniatur. Das Gemeinwesen von Zürich steht mitten in einem Zeitalter der Wandlungen. Der Sturm bläst aus Richtung West, die revolutionären Erschütterungen in Paris beben auch in Zürich. Musikalisch ver-



Miniatur, nicht Grossgemälde: Zürich, um 1800.

drängt das Volkslied der Marseillaise das höfische Menuett. Dabei erzeugt nicht die Veränderung Angst, wohl aber die drohende Haltlosigkeit.

Die Umwälzung mit ihren Spannungen hält die Trilogie zusammen: Spannungen zwischen Vätern und Söhnen, zwischen Stadttregime und Landvolk, zwischen Autorität und Freiheit, zwischen Rangordnung und Demokratie. Über Faesis Erzählungen scheint Goethes Dichterwort zu schweben: «[...] geh vom Häuslichen aus und verbreite dich [...] über alle Welt.»

Brunnödlicher

Die Tücken der Bezeichnungen für Bewohner von Schweizer Ortschaften.

Einfach die Endung -er anhängen, und man kennt die Einwohner: Berner. Im Fall von Bern stimmt's. Dann aber wird's heikel. Die Einwohner von Uster müssten demnach Usterer heissen. Tun sie aber nicht. Es sind die Ustermer. Die Schlieremer Chind kommen bekanntlich aus Schlieren. Die Stäfner sind in Stäfa zu Hause, die Glaruser, Pardon: die Glarner, in Glarus, die Brunnödlicher, Sie wissen es, in Brunnadern im Toggenburg.

Bis jetzt war's heikel, nun wird's diffizil. Einwohner von Wohlen können sowohl Wohler als auch Wohler sein. Es kommt darauf an, in welchem Kanton sie wohnen. Wohler heissen die Einwohner von Wohlen BE, Wohler die Einwohner von Wohlen AG im Freiamt. Ebenfalls im Freiamt steht die berühmte Klosterkirche von Muri AG, auf die die Murianer stolz sind; stände sie in Muri BE, könnten die Muriger stolz sein. Bremgarter sind auch Freiamter, keine Freiamter sind die Bremgartner aus Bremgarten in der Nähe von Bern.

Man könnte nun in Versuchung kommen, die Einwohner von Rütli Rütiger oder Rütianer zu nennen, sie heissen aber Rütner, wenn sie im Kanton Zürich beheimatet sind, Rütener, wenn sie im Kanton Glarus wohnen. Dann sind da noch die Oberdörfer aus Oberdorf im Kanton Basel-Landschaft und die Oberdorfer aus Oberdorf in Nidwalden. Die Oberhofer im Aargau unterscheiden sich von den Oberhofnern, die aus Oberhofen am Thunersee stammen.

Die Affolterer haben Bundesrat Schneider-Ammann zum Ehrenbürger von Affoltern BE ernannt; käme er aus dem zürcherischen Affoltern, wäre er ein Affoltemer. Es gibt Walder aus Wald im Kanton Zürich und Wäldler aus Appenzell Ausserrhoden. Nicht verwechseln sollte man die Ammler aus Amden und die Ammeler aus Anwil, die aber auch Amdener beziehungsweise Anwiler genannt werden.

Richtig bunt aber wird's bei unseren Freunden in der welschen Schweiz. Freiburger aus Romont heissen Romontois, Berner aus Romont Rominats. Die Prévotois kommen aus Moutier, die Boélands aus La Tour-de-Peilz. Bewohner von Veyrier nennen sich Veyrites, Einwohner von Orbe werden Urbigènes genannt. Manchmal spielt das Leben verrückt. Es könnte ja sein, dass sich eine aus Estavayer-le-Lac in einen aus Muhen verguckt, er verknallt sich ebenfalls, das Unvermeidliche geschieht: Es gibt eine Heirat zwischen einem Müheler und einer Staviacoise. *Max Wey*

Weshalb singen die überhaupt?

Anna Sutter, der Schweizer Opernstar, wurde 1910 von ihrem Ex-Liebhaber erschossen. Diese wahre Geschichte ist nun selbst Gegenstand einer Oper. Ergibt das einen Sinn? *Von Rico Bandle*



«Annas Maske»: Maria Riccarda Wesseling.

Eine moderne Oper ist wie eine moderne Dampflokomotive: Irgendwie passt das nicht. Man will etwas in die heutige Zeit verfrachten, obschon jeder weiss, dass es sich um ein hoffnungsloses Unterfangen handelt. Entsprechend sind neue Opern eher selten, das Begriffspaar «zeitgenössische Oper» erachten selbst musikkaffine Menschen mehr als Warnhinweis denn als Gattungsbegriff.

Am Theater St. Gallen hat man trotzdem wieder einmal die Komposition einer Oper in Auftrag gegeben und führt sie nun auf der grossen Bühne auf. «Annas Maske» heisst das Stück, komponiert von David Philip Hefti nach einem Libretto des Schriftstellers Alain Claude Sulzer.

Der Schweizer Autor hat den Stoff bereits vor zehn Jahren aufgearbeitet: In einer wunderbaren Erzählung zeichnete er die wahre Geschichte der Schweizer Starsängerin Anna Sutter nach. Die Sopranistin war Anfang des 20. Jahrhunderts der grosse Publikumsliebbling an der Stuttgarter Oper und bekannt für ihren ausschweifenden Lebensstil. Sutter blieb Stuttgart nur deshalb treu, weil das Theater die Bürgschaft für ihre hohen Schulden in den lokalen Luxusläden übernommen hatte, unter der Bedingung, dass sie die Stuttgarter Bühne nicht verlässt. So zumindest steht es in Sulzers Erzählung.

Am 29. Juni 1910 kam es zum grossen Drama: Der frühere Kapellmeister und Ex-Liebhaber Sutters drang in ihre Wohnung ein, dann in ihr Schlafzimmer, schoss zweimal auf die schöne Sängerin, bevor er sich selbst richtete. Dem Gerücht nach soll sich ihr neuer Gespieler währenddessen im Kleiderschrank versteckt haben. Der Mord war tagelang Thema Nummer eins in der Presse, Tausende von Fans nahmen an der Trauerfeier Abschied von der beliebten Sängerin.

Freiheit über alles

Sutters Standardrolle war jene der Carmen in der gleichnamigen Oper von Georges Bizet. Auch das freiheitsliebende Zigeunermädchen Carmen wird am Ende von einem eifersüchtigen Liebhaber umgebracht – eine Analogie, die natürlich schon damals bemerkt wurde. «Niemals wird Carmen weichen / Frei wurde sie geboren und frei wird sie sterben.» Was für Carmen gilt, galt auch für Anna Sutter. «Die Liebe ist ein Thriller», singt sie in «Annas Maske». Im richtigen Leben hinterliess die lebensfrohe Sängerin zwei uneheliche Kinder von zwei früheren Männern.

Freiheit, Liebe, Tod – der Stoff ist erprobt für die Oper, die Kunstform der grossen Emotionen.

Sulzers Erzählung ist mehrschichtig aufgebaut. Neben dem «Carmen»-artigen Drama um Sutter und der «Professor Unrat»-artigen Geschichte um den Niedergang des Kapellmeisters, der durch blindes Begehren zum Mörder wird, sind da noch weitere Ebenen, die sich zu einem faszinierenden Sittenbild zusammenfügen. Auf der Bühne werden diese zum Teil nur angedeutet. Wer das Buch nicht kennt, dürfte bei einigen Szenen ratlos bleiben. Doch auch das bestätigt nur das verbreitete Bild einer zeitgenössischen Oper: Sie ist nicht dazu da, verstanden zu werden.

Die grösste Herausforderung für einen Laien ist bei einem solchen Werk normalerweise die Musik. Hier ist das wohltuend anders. David Philip Hefti lässt den Klangkörper sanft spielen, erzeugt mit hohen Streichern Spannung,

mit Bläsern und Pauken akzentuiert er die Dramatik. Zuweilen erinnert das Resultat an gute Filmmusik. In der Klassikszene gilt dieser Vergleich zwar als abwertend («nicht auf dem Niveau von klassischer Musik»), hier ist er aber nur positiv gemeint. Vor allem die Einbindung des achtzehnköpfigen Chors, der das Orchester meist leise verstärkt, verleiht der Musik eine Fülle und Intensität, die – um das Vokabular von Pop-Castingshows zu bemühen – «Hühnerhaut-Atmosphäre» erzeugt.

Seltsamer Sprechgesang

Schwieriger wird die Angelegenheit beim Sologesang. Klassische Opern bestehen aus Arien, also Liedern, dazwischen gibt es in der Regel gesungene Dialoge (Rezitative). Für den ungeübten Operngänger ist dieser eigenartige Sprechgesang eine verstörende Sache – besonders, wenn ein Sopran dabei schrille Höhenlagen anpeilt. In der Regel hört sich dies alles andere als schön an, so etwas wie eine Melodie ist erst recht nicht erkennbar. Hinzu kommt: Als theatrales Element wirkt das Rezitativ in seiner Überzogenheit schon fast albern. Hier, in der zeitgenössischen Oper, gibt es überhaupt keine Arien mehr. Zumindest nicht welche, die als solche erkennbar wären. Es bleibt also nur dieser seltsame Sprechgesang. Einen ganzen Abend lang.

Als Anhänger des Sprechtheaters fragt man sich fortwährend: Weshalb singen die überhaupt? Was ist der Mehrwert, zumal Orchester und Chor zuweilen fantastische Stimmungen erzeugen, die keinerlei (Sprech-)Gesangs bedürften? Die Geschichte liesse sich anders ohnehin besser erzählen. Aber eben: Dann wäre es keine Oper mehr.



Anna Sutter als Carmen, um 1905.

Die Geschichte liesse sich besser erzählen. Aber dann wäre es keine Oper mehr.

Der Ausflug in diese anachronistische Welt bleibt eine zwiespältige Angelegenheit. Einerseits ist es zweifellos ein bewundernswertes Unterfangen, heute noch ein solches Werk in Angriff zu nehmen. Andererseits wirkt das Festhalten an der alten Gesangstechnik mit neuer Musik ziemlich bemüht.

Dank der durchdachten Inszenierung von Mirella Weingarten, die die Psychologie der Figuren sorgfältig ausarbeitet, überwiegt am Schluss aber doch der Eindruck: Es hat sich gelohnt, sich diesem Abenteuer auszusetzen.

Annas Maske: Oper von David Philip Hefti (Musik) und Alain Claude Sulzer (Text). Theater St. Gallen, bis 3. Juni. Die gleichnamige Erzählung von Alain Claude Sulzer ist 2006 im Suhrkamp-Verlag erschienen.

Ein Schwarzer unter weissen Liberalen

«Get Out», ein umwerfender Horrorfilm, ist die intelligenteste Schreckenssatire über Rassismus.

Von Wolfram Knorr

Ein junger Schwarzer hat sich in der Dunkelheit verirrt und landet versehentlich in einem properen weissen Vorort. «Sieht alles gleich aus», flucht er vor sich hin, während sich von hinten ein weisser Wagen nähert. Aus dem Inneren plärrt nicht Popmusik, sondern «Run, Rabbit, Run!», der Song des Komikerduos Flanagan and Allen aus dem Zweiten Weltkrieg. Mit diesem hintergründigen Einstieg gibt Drehbuchautor und Regisseur

Jordan Peele in seinem Debüt «Get Out» gleich den Tarif durch: Was folgen wird, ist nicht simpler Horror, sondern eine erlesene Schreckenssatire über Rassismus. Und Peele spielt das auf der Grundlage eines Familienklassikers aus dem Jahre 1967 durch, der noch ganz vom hollywoodschen Wunschbild eines heilen Amerika geprägt war: «Guess Who's Coming to Dinner», hochkarätig besetzt mit Spencer Tracy, Katharine Hepburn, Sidney Poitier und der Hepburn-Nichte Katharine Houghton.

Das Thema war eigentlich brisant: die Mischehe. Die junge Joey (K. Houghton) bringt ihren schwarzen Verlobten (S. Poitier) mit zu ihren Eltern, die ahnungslos sind und verstört darauf reagieren. Das Traumfabrik-Elaborat nahm dem Thema natürlich sofort die Brisanz und machte eine Art Norman-Rockwell-Idylle daraus, mit dem damaligen «Vorzeige»-Schwarzen Poitier als brillantem Arzt, einem Verleger-Vater (Tracy) und einer Kunstgalerie-Mutter (Hepburn). Bei so viel geballtem Wohlstands-Liberalismus konnte nichts schiefgehen.

«Sie sind sehr liberal»

Jordan Peele (38), als Komiker und Obama-Imitator in den USA eine Grösse, wälzte mit seinem ersten Spielfilm das propere alte Hollywood wie einen grossen, vollgesogenen Pappmaché-Kulissen-Haufen einmal herum, um die Fäulnis auf der Unterseite blosszulegen, und schon findet sich erhellend Fürchterliches. Peeles Erstling wurde in den USA heftig diskutiert. Es sei der «mutigste, provokanteste Umgang mit dem Rassenthema seit Jahren», so die *Los Angeles Times*. Aber nicht nur: «Get



Da ist es eigentlich schon zu spät: Daniel Kaluuya als Chris.

Out» ist auch der gescheiteste Horrorfilm seit Jahrzehnten: Chris (Daniel Kaluuya), ein New Yorker Fotograf, besucht mit seiner Freundin Rose (Allison Williams) deren Eltern, die ein stattliches Anwesen auf dem Land besitzen. Die Eltern haben natürlich keine Ahnung, dass der Freund ihrer Tochter ein Schwarzer ist. Egal, sagt sie, «sie sind sehr liberal». Und schon werden sie mit offenen Armen empfangen. Vater Dean (Bradley Whitford) ist Neurochirurg, die Mutter Missy (Catherine Keener) Psychoanalytikerin mit dem Spezialgebiet Hypnose. Beide sind totale Obama-Fans («Ich hätte ihn auch ein drittes Mal gewählt»), total sensibel und total verständnisvoll. Zunehmend aber hat Chris das unguete Gefühl, dass die total Liberalen sich ein bisschen zu aufdringlich in seinem Inneren umsehen, in seinem Seelenkästchen herumschnüffeln wollen. Auch die beiden schwarzen Hausangestellten benehmen sich äusserst seltsam. Chris reagiert zusehends panisch, auch wenn seine Freundin ihn zu beruhigen versucht. Aber da ist es eigentlich schon zu spät.

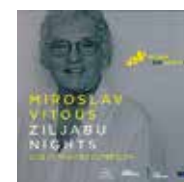
Man muss die Familien-Schmonzette aus den 1960er Jahren nicht kennen, um an «Get Out» seinen Spass zu haben. Peele will nicht belehren, sondern unterhalten, und dabei gelingt ihm etwas Unglaubliches: Man sieht die Welt der Weissen aus dem Blickwinkel eines Schwarzen, und genau daraus bezieht der Film seine Spannung und seine Brisanz. In den USA hat er bereits 150 Millionen Dollar eingespielt – und das bei einem Budget von nur fünf Millionen. Zufall oder nicht, in der Trump-Ära kommt er zum richtigen Zeitpunkt.

Weather Report in einer Kammerversion

Von Peter Rüedi

Gesellschaftlicher, politischer Druck erzeugt Gegenkräfte. Der Kunst sind die gelegentlich sehr förderlich. Das beweist die Geschichte des Jazz als einer im Kern schwarzen Musik, das beweist aber auch die wichtige Rolle, die osteuropäische Musiker zu Zeiten des Eisernen Vorhangs im europäischen Jazz spielten. Der tschechische Bassist Miroslav Vitous, geboren 1947, ist einer von ihnen, sein Landsmann und Kollege Jiri Mraz ein anderer. Vitous war ein brillanter Bassist mit klassischem Background, ausgehend vom legendären Bill-Evans-Partner Scott LaFaro. Schon 1968 war er an einer der Schlüsselpplatten der Sechziger beteiligt, Chick Coreas Trioaufnahme mit dem Titel «Now He Sings, Now He Sobs» (mit Roy Haynes am Schlagzeug). Ein Jahr darauf folgte sein erstes Album als Leader, «Infinite Search», mit den Superstars Herbie Hancock, Jack DeJohnette, Joe Henderson und John McLaughlin. Dann gehörte Vitous 1970 zu den Gründern der Band Weather Report – bis Joe Zawinul sich 1973 von ihm trennte. Nicht im Frieden. Vitous war Zawinul zu «europäisch» und zu brillant, ihm schwebte ein Bass mit mehr Groove, Funk und Power vor, wie er ihn dann mit Alphonso Johnson und vor allem Jaco Pastorius fand.

Vitous trug ihm das nicht nach, bei ECM widmete er später sogar zwei Alben der Musik von Weather Report. Auf dem letzten waren gleich drei Musiker zu hören, die nun auch an einer wunderbaren Live-Aufnahme aus dem Theater Gütersloh beteiligt sind: der amerikanische Tenorsaxophonist Gary Campbell, der Tenorist und Sopranist Robert Bonisolo, ein Italo-Kanadier, und an den Keyboards der Türke Aydin Esen. Das jüngste Opus zeichnet sich durch ein wunderbares Gleichgewicht zwischen «in» und «out» aus, zwischen freier, manchmal ausgeflippter Improvisation und sehr strukturierter Musik – ein fabelhaft balladeskes Stück («Morning Lake»), eine Hommage an Scott LaFaro («Gloria's Step Variations») und eine schöne Anverwandlung des Klassikers «Stella by Starlight» mit Vitous' singendem Bass (mal pizzicato, mal gestrichen, immer mit dem Pedal «vokalisiert») als Leadstimme. Weather Report in einer Kammerversion, sozusagen. Ein starkes Stück.



Miroslav Vitous: Ziljabu Nights. Live at Theater Gütersloh. Intuition INTCHR 71320

Sie sieht einen an, mit ihren fast hypnotischen Augen

Annina Frey ist die Missverständene unter den Stars des Schweizer Fernsehens. Die Medien berichten dauernd über die schöne, intelligente, etwas wilde Baslerin. Fassbar wird sie erst, wenn sie einem gegenüber sitzt. *Von Reto Hunziker*

Man hätte erwarten können, dass sie zu spät kommt. Würde ja passen, ist man verleitet zu denken. Immerhin weiss sie, dass sie die Blicke auf sich zieht. Weiss, dass sie, die über die Schweizer Prominenz berichtet, selbst dazu zählt. Weiss, dass sie einen Ruf als – ja als was eigentlich? Vielleicht als *Enfant terrible* zu verlieren hat. Als Ausreisser in der Reihe der idealen Schwiegersöhne und Schwiegertöchter unter den Fernsehmoderatoren. Da gehörte doch eine Verspätung, ein Sich-rar-Machen fast dazu. Aber nein, da tritt sie herein, zeitig zum abgemachten Termin. Stolz ist falsch, aber grossgewachsen ist sie und hager auch. Ihr Outfit ist elegant und – sagen wir als absolute Mode-Laien – luftig, so dass ihre Schultern und die drahtigen Arme auffallen. Die Frisur sitzt, das Make-up auch, die weiteren Gäste des «Café Metropolis» scheinen, obwohl mehrheitlich stilecht gekleidet, im Vergleich dazu blass. Man selbst am meisten.

«Frey für die Liebe»

Kurzer Smalltalk zum Einstieg, dann schnell die Frage von ihr: «Warum jetzt ein Porträt über mich?» Ja, warum eigentlich? Immerhin ist sie bereits seit zehn Jahren am Schweizer Fernsehen zu sehen, als Moderatorin und Redaktorin der Sendung «Glanz & Gloria» und in den letzten Jahren auch mit ihrer eigenen kleinen sendungsinternen Sommerserie «Frey von Sinnen», in der sie ausgefallene Sportarten und Brauchtümer am eigenen Leib ausprobiert. Andererseits, warum nicht? Schliesslich ist sie faktisch Dauerthema, die Boulevardblätter berichten konstant über sie, ein Auszug der letzten Schlagzeilen: «Liebes-Aus bei g&g-Annina» (1.6.2015), «SRF streicht Annina Freys Oscar-Reisli» (3.3.2016), «Behinderte fordern von SRF-Star mehr Respekt» (09.04.2016), «Annina macht sich frey» (22.06.2016), «Annina schwärmt von Porno-Legende Rocco Siffredi» (19.08.2016), «Annina furzt vor Daniel Radcliffe» (27.10.2016), «Annina ist frey für die Liebe» (22.02.2017), «Annina knutscht mit Costa Cordalis» (23.02.2017). Frey ist, so scheint es, ein einziger Schwelbrand an stets leicht verruchten und doch nie richtig skandalösen Intima, der nicht nur die Boulevardküche heizt, sondern auch SRF im Gespräch hält.

Seit sie soziale Medien nutzt, hat sich die Kadenz noch erhöht. Frey ist etwa fester Bestandteil der Fotostorys des Tages auf Blick.ch. Die 36-Jährige postet Bilder auf

Instagram, die die SRF-Policy für Moderatoren strapazieren. Wie im Sommer 2016, als sie im Bikini mit gespreizten Beinen zu sehen ist, darunter die Legende «Superblickwinkel». «Na, na!», möchte man fast monieren. SRF rügte, Frey kooperierte. So geht das eigentlich fast immer. «Das ist nicht kalkuliert», sagt sie dazu überraschend regungslos. Erst seit einem Jahr nutze sie Instagram und seit einem halben Jahr Facebook. «Ich finde es lustig, Bilder zu posten und mache das ganz impulsiv.» Sie habe anfangs gar nicht gemerkt, was sie damit anrichten könne, und habe sich in den sozialen Medien «erst noch finden» müssen. Es klingt grün, aber plausibel. Sie brauche das nicht und könne auch gut ohne, aber es gehöre scheinbar dazu. Das will schon weniger ins Konzept passen.

Nacktbaden und Pyjama-Tage

Oder vielleicht doch, zumal Frey offensichtlich eine Person der Widersprüche ist. Hier zierlich, da draufgängerisch. Hier weiblich, da burschikos. Hier höflich, da direkt. Klar polarisiert sie. Sie selbst glaubt, dass die Zuschauer sie entweder lieben oder hassen – dazwischen

Sie mäandere halt etwas durchs Leben, reflektiert sie, und so, wie sie es sagt, wirkt es authentisch.

gebe es nicht viel. «Ich bin anscheinend schwer einzuschätzen», sagt sie. Man wisse ja auch nicht viel über sie. Und wir denken: «Wie bitte?» Der interessierte Leser ist darüber informiert, dass ihre elfjährige Beziehung mit dem Architekten Roger Bächtold im Sommer 2015 in die Brüche ging, dass sie danach das Single-Leben (Nacktbaden, Schoggi-Cornets, Pyjama-Tage) genoss, das Flirten kultivierte und seit Anfang dieses Jahres frisch verliebt ist in den fünf Jahre jüngeren DJ Armon Joos.

Der Eindruck täusche, findet Frey, das sage wenig über sie aus, man müsse sie schon persönlich kennen. «Ich bin nicht die, für die ihr mich haltet.» Sie sei weder gut noch böse, noch komisch. «Jeder nimmt mich halt so wahr, wie er will.» Früher hat sie das gestört, sie wollte den Zuschauer bekehren, wollte sich rechtfertigen. Bis sie merkte: «Du kannst den Zuschauern nicht zeigen, wer du wirklich bist. Sie machen sich ihr Bild von dir selber.»

Das unreflektierte Jetset- und Glamour-Girl, als das man sie gerne hinstellt, scheint sie je-

denfalls nicht zu sein. Auch ihre Körperlichkeit, das Posieren und Sich-Räkeln, das schnell als eingebildetes und blasiertes Gehabe abgetan wird, erklärt Frey ganz einfach: «Das kommt von meinem Modeljob von früher, es ist schlicht nichts Spezielles für mich, meinen Körper zu zeigen.»

Sie könne gut mit diesen Widersprüchen leben, sagt sie. Es sei auch nicht so, wie viele denken, nämlich, dass sie die Provokation suche, nein: «Sie findet mich.» Wie zum Beispiel im Jahre 2010, als sie im «Glanz & Gloria»-Blog über die Polizei polterte, die sie tags zuvor mit 0,55 Promille erwischt hatte. Heute würde man Shitstorm nennen, was ihr damals um die Ohren zischte. Auch das: «Einfach passiert», «nicht bewusst», «war aber klar ein Fehler», «habe mich dafür öffentlich entschuldigt».

Kürzlich gab es wieder einen Rüffel von SRF: Frey hatte sich vom Online-Einkleidungsdienst Outfittery engagieren lassen. Sie dachte, es handle sich nur um Stylingtipps. Was es tatsächlich war: ein Werbe-Deal. «Es sind viele Dinge nicht erlaubt, da sind externe Engagements häufig eine Gratwanderung», sagt sie, «Sponsoring ist schnell passiert.»

Ein wenig wirkt es, als würde Frey vom einen Fettnäpfchen ins andere torkeln und dabei in eines etwas bewusster treten, in ein anderes aber völlig unabsichtlich. Und man fragt sich, ob das jetzt berechnend ist oder blauäugig oder beides oder nichts davon. Sie mäandere halt etwas durchs Leben, reflektiert sie, und da sie es ohne Scham, aber auch ohne Stolz sagt, wirkt es authentisch und glaubwürdig.

Dann zog es ihr den Ärmel rein

Sowieso ist sie in dieses TV-Business reingerutscht. Die Baslerin machte 2000 ihre Matur, versuchte sich an einem Psychologiestudium, zog das Grundstudium in Medien- und Kommunikationswissenschaft, Soziologie und Umweltwissenschaft durch. Dann absolvierte sie eine Schauspielschule, wollte zum Film. Doch es wehte ihr ein rauer Wind entgegen. Mit 24 sei sie bereits zu alt und habe keine Chance, hiess es. 2006 ruft SRF zum Casting, sucht Moderatoren. Frey meldet sich – und reüssiert, obwohl sie der Schauspielerei nachtrauert. «Zuerst dachte ich: «Machst halt mal – vorübergehend.» Doch dann hat es mir den Ärmel reingezogen, mich richtig gepackt.»

Es folgen aufreibende erste Monate am Bildschirm. Die Zuschauer sind gespalten, die



«Ich bin nicht die, für die ihr mich haltet»: Annina Frey, wie Instagram sie schuf.

einen finden sie toll, den anderen ist sie zu inszeniert. «Ich musste meinen Weg finden, das hat Zeit gebraucht.» So recht will sie ohnehin nie zu SRF passen, sie ist kein weiblicher Sven Epiney, keine Sandra Studer. Sie weiss, dass sie nie den «Samschtig-Jass» moderieren wird. Und wohl auch nicht den «Kulturplatz», wie es sich ihre Eltern gewünscht hätten. Es stört sie nicht.

Noch heute bekommt der Sender Zuschriften, in denen Frey, ihr Outfit oder ihre Frisur bemängelt werden. Vor wenigen Tagen startete SRF darum die «Charmeoffensive» #MakeAnninaGreatAgain. Ein netter, aber auch leicht verzweifelt wirkender Versuch mit Hilfe einer Pappfigur, die zeigen soll, dass Frey gar nicht so unbeliebt – und in echt viel sympathischer ist.

Nein, das Aushängeschild von SRF, als das sie in einem Artikel bezeichnet wurde, ist sie nicht. Vielmehr der Vorzeige-Paradiesvogel.

«Aber lebensmüde bin ich nicht»

Frey nippt an ihrem Tomatensaft und macht eine scherzhafte Bemerkung über ihren Arbeitgeber, wohl wissend, dass der kleinere Teil davon das Potenzial zum Witz hat. Sowieso erstaunlich, wie offen und kritisch sie über

ihren Job spricht. Vielleicht auch, weil sie es sich gewohnt ist, dass SRF die Mehrheit ihrer Zitate wieder aus den Artikeln löschen lässt. Wie auch im vorliegenden Fall: Alles, was auch nur annähernd kritisch aufgefasst werden könnte, wird gestrichen. Freys Ecken und Kanten werden von oben geglättet. Aus frech

Wie im Sommer 2006, als sie im Bikini mit gespreizten Beinen zu sehen ist. Superblickwinkel.

und selbstbewusst wird zahm und angepasst. Kein Wunder, scheint Frey erst fassbar, wenn sie vor einem sitzt.

Ihre Beziehung zu SRF bezeichnet Frey als «im Prinzip normales, gutes Arbeitsverhältnis». Ihre rhetorische Pause füllt man gedanklich mit einem «Aha». Obwohl sie ihren Job liebt, hundert Prozent würde sie ihn nicht machen, sie brauche Abwechslung. Sie glaubt auch nicht, dass sie «Glanz & Gloria» noch in zehn Jahren moderieren wird.

Ihr Traum, und das, was sie womöglich brauchte, um sich zu entfalten und auch um sich zu entwickeln, wäre ein eigenes Gefäss, eine eigene Sendung. «Etwas Neues, das ausserhalb meiner Komfortzone liegt.» Frey

ist ein Adrenalin-Junkie, sie braucht den Nervenkitzel. «Frey von Sinnen» passt darum viel besser zu ihr als «Glanz & Gloria»: Angst spüren, das Herz pochen hören, schweissige Hände haben – bei der Skeleton-Abfahrt im Eiskanal, «das war das Extremste», da spürte sie sich richtig. «Das Schönste am Sichüberwinden ist das Gefühl danach. Aber lebensmüde bin ich nicht.»

Sie sieht einen an, mit ihren fast schon hypnotischen Augen. Nein, mit gutem Gewissen ist die Frau abseits des TV-Studios nicht unsympathisch zu finden. Doch nun muss sie weiter, zu einem DJ-Job. Schon länger legt Frey an Partys auf oder wie in diesem Fall für Kunden («Ja, ich weiss: «Die legt auch noch auf!?»»). Daneben moderiert sie Events. Nur dank diesen Engagements kann sie sich das 40-Prozent-Pensum beim Fernsehen «leisten». Für den Moment stimmt das.

Auch hier hätte es gepasst, sie wäre in Eile aus dem Café gestürmt. Aber sie macht einen Abstecher auf die Toilette. Die Frau, die sagt, man begreife ihren Zynismus nicht. Die sagt, Kritik könne ihr nichts anhaben, solange niemand behauptete, sie mache ihren Job schlecht. Die nicht Einschätzbare. Haben wir es geschafft, sie ein wenig besser kennenzulernen? Wenn wir das wüssten.



Thiel

Tunnelzukunft

Von *Andreas Thiel*

Pressesprecher: Danke, dass Sie so zahlreich zu dieser Pressekonferenz erschienen sind. Mit der von Didier Burkhalter geplanten Friedensinitiative sprengt der Bundesrat den Frieden in das kriegsmüde syrische Volk rein, wie eine zweite Röhre in den Gotthard.

Journalist: War nicht eine Pressekonferenz zur Abstimmung über die Energiestrategie des Bundesrates angekündigt?

Pressesprecher: Ah, ja, entschuldigen Sie bitte, ich verwechselte das Departement. Mit Doris Leuthards Energiestrategie sprengt der Bundesrat die Zukunft in die Gesellschaft rein, wie einen Tunnel in einen Berg.

Journalist: Wie wollen Sie all die Verbote und Regulierungen dieses überladenen Energiegesetzes durchsetzen? Am Ende entscheidet doch jeder individuell, wie warm er sein Badezimmer heizen will.

Pressesprecher: Wer sein Badezimmer mit übersetzter Temperatur heizt, gefährdet sich und die Umwelt. Er wird gebüsst. In Fällen von grober Überheizung wird das Badezimmer als Tatwaffe eingezogen.

Journalist: Aber es hat doch nicht jeder Hausbesitzer genügend Geld, um das ganze Haus neu zu isolieren.

Pressesprecher: Wer sein Haus nicht neu isoliert, gefährdet sich und die Umwelt. Er wird gebüsst. Und das Haus ...

Journalist: ... wird als Tatwaffe eingezogen, ich verstehe. Erklären Sie uns bitte noch einmal, wie Sie das mit der Tunnelzukunft der gesprengten Gesellschaft gemeint haben.

Pressesprecher: Die Zukunft ist ein Tunnel, durch welchen das Volk fahren muss, um an die Sonne zu kommen. Als Zukunftsvisionärin ist Doris Leuthard eine Tunnelbohrmaschine, welche ...

Journalist: Wie lange sind Sie schon im Verkehrsdepartement?

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Kulturszene im Ausnahmezustand

Premiere am Opernhaus; Personalkarussell am Schauspielhaus, an der Tonhalle und am Wiener Burgtheater. Von *Hildegard Schwaninger*

Jubel am Opernhaus Zürich nach der Premiere von «Der feurige Engel». Obwohl die Oper von **Sergei Prokofjew** thematisch unangenehm ist (Aberglaube, Missbrauch, Teufelsaustreibung), ist die Aufführung so gut gemacht, dass die Begeisterung einhellig war. Die litauische Sängerin **Ausrine Stundyte** stemmte die kaum zu bewältigende Sopranistinnenrolle, der immer wieder für Aufregung sorgende Regisseur **Calixto Bieito** (die *Welt* nannte ihn den «radikalsten Opernregisseur der Welt») machte aus dem Werk einen hochspannenden Thriller, und dem Dirigenten **Gianandrea Noseda** flog aus einer Loge ein Blumenstraus entgegen (das gibt es sonst nur in Italien).

Nach der Vorstellung trat Intendant **Andreas Homoki**, mit einem Blumenstraus bewaffnet, auf die Bühne, bedankte sich bei Chorleiter **Jürg Hämmerli**, der nach dreissig Jahren am Opernhaus in den Ruhestand tritt. Seit 1987 hat Hämmerli hier mit 84 verschiedenen Dirigenten und 72 Regisseuren gearbeitet. Seinem Kollegen **Ernst Raffelsberger**, der auch Chorleiter des Wiener Staatsopernchors bei den Salzburger Festspielen ist, fällt der Abschied vom «Kollegen und guten Freund» schwer. Neuer Chorleiter, neben Raffelsberger, wird **Janko Kastelic**.

Operndirektorin **Sophie de Lint**, die mächtigste Frau am Opernhaus (sie engagiert die Sänger und ist für Rollenbesetzungen zuständig), verlässt Zürich in Richtung Amsterdam. Sie wird ab Saison 2018/19 Direktorin der Nie-

derländischen Nationaloper. Ihre Nachfolge ist noch nicht bestimmt.

In Sachen **Andreas Homoki**, von dem es hiess, er gehe nach München an die Bayerische Staatsoper, gibt es Entwarnung. Wie er an der Jahrespressekonferenz im März mitteilte, gefällt es ihm in Zürich, er wird wohl bleiben, bis sein Vertrag im Sommer 2022 ausläuft. Mindestens!

In Zürichs Kulturszene herrscht zurzeit Ausnahmezustand. Denn wichtige Positionen sind neu zu besetzen – und noch sind keine Namen bekannt. Wer wird Schauspielhaus-Intendantin **Barbara Frey** beerben? Eine Zeitlang tippte man auf **Milo Rau**, doch dieser hat gerade als Direktor des Nationaltheaters in Gent (Belgien) unterschrieben. Jetzt werden Namen wie **Martin Kusej** (der soll aber schon abgesagt haben, weil als Intendant in München glücklich) und **Sebastian Nübling** genannt.

Möglich, dass es auch in Zürich eine Überraschung gibt – wie erst kürzlich in Wien. Dort wurde **Bogdan Roscic**, Sony-Classical-Manager, Ex-Journalist und Ex-Musikchef beim Popsender Ö3, zum neuen Intendanten der Wiener Staatsoper ernannt. Zum allgemeinen Erstaunen. Für den amtierenden Staatsopern-Direktor **Dominique Meyer**, der sich für die Stelle wieder beworben hatte, muss das ein riesiger Affront gewesen sein. Bogdan Roscic soll ein «Spezi» des österreichischen Bundeskanzlers **Christian Kern** sein.



Fast verliebt

Fresse halten

Von *Claudia Schumacher*

Wir haben einen Bauplatz!!!», schreibt Sophie auf Whatsapp und schickt mehrere, aus verschiedenen Winkeln geschossene Bilder einer Wiese, auf der nichts zu sehen ist. Viele Ausrufezeichen und

Emojis: Sophie ist aufgeregt wie ein Teenager. Ich freue mich für meine Freundin und ihr Glück, das vor kurzem noch verloren schien. Erst im März erwog Sophie die Scheidung. Jetzt kauft sie mit ihrem Mann ein Grundstück, um ein Haus zu bauen. Ihre noch ungeborenen Kinder sollen eines Tages darin aufwachsen. Der totale Sinneswandel: So schnell kann es gehen, zumindest in der Liebe.

Als es bei Sophie und Ben kriselte, gingen sie zu einer Paartherapeutin. Zwei Sitzungen waren offenbar alles, was sie benötigten. «Wir haben uns dauernd wegen Kleinigkeiten gestritten und uns gegenseitig mit den immergleichen Rücksichtslosigkeiten verletzt», sagt Sophie. Die Therapeutin sei objektiv geblieben, offen für beide Seiten – «schon allein der Blick von aussen hat uns sehr geholfen». Ausserdem bekamen sie «Hausaufgaben», die darauf abzielten, wieder einen «liebvolleren und achtsameren»



Begeisterung: «Der feurige Engel» im Opernhaus.



Wer wird Nachfolger? Lionel Bringuier.



Seltene Dirigentin: Simone Young.

Einen neuen Direktor fürs Wiener Burgtheater sucht man derzeit auch, nachdem man mit dem einstigen Zürcher Schauspielhaus-Direktor **Matthias Hartmann** keinen guten Fang gemacht hatte (fristlose Entlassung sowie Landung vor Gericht) und dessen interimistische Nachfolgerin **Karin Bergmann** 2019 aufhören will. Die Nachfolge soll im Juni bekanntgegeben werden.

Eine wichtige Stelle, die in Zürich zu besetzen ist, ist die des (seit 2014 amtierenden) Tonhalle-Chefdirigenten **Lionel Bringuier**, die 2017/18 frei wird. Anfragen bei der Tonhalle ergeben, dass man in der Nachfolgefrage einer Lösung nah ist und diese bald kommuniziert wird.

Könnte es eine Frau sein? Frauen am Dirigentenpult sind immer noch eine Seltenheit, aber sie sind im Kommen. Man kennt **Barbara Hannigan** (ist mehr Selbstdarstellerin und Sopranistin, sicher nicht als Orchesterchefin geeignet), die Estin **Anu Tali**, die Mexikanerin **Alondra de la Parra**. Das Opernhaus Zürich beschäftigt – man höre und staune – kommende Spielzeit fünf Dirigentinnen. Die 1961 geborene Australierin **Simone Young** ist die bekannteste unter ihnen: Sie dirigiert die Wiederaufnahmen «Fidelio» und «Parsifal». **Karina Canellakis**, Gewinnerin des Sir Georg Solti Conducting Award, leitet «Die Zauberflöte», die 35-jährige Südkoreanerin **Eun Sun Kim** «Carmen» (beides Wiederaufnahmen), die 44-jährige Römerin **Speranza Scapucci** dirigiert die konzertante Aufführung von «La Fille du Régiment», **Carrie-Ann Matheson** die Kinderoper «Ronja Räubertochter». Fünf – das klingt nach Rekordzahl in dieser Männerdomäne.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Umgang herzustellen. «Die Krise war schmerzhaft, dafür ist jetzt alles umso schöner!», meint Sophie. Klingt abgeschmackt? Kitschig? Klar, solche Geschichten anderer bieten dem eigenen Zynismus eine Steilvorlage: «Wieder ein aussichtsloses Paar, das sich nur was vormacht.» Zusammen ein Haus bauen, Kinder kriegen: alles nur, um von den Problemen abzulenken. Irgendwann holtessie wiederein – im schlimmsten Fall leiden die Kinder, die bis dahin vielleicht im Spiel sind. Durchaus möglich. Trotzdem habe ich ein gutes Gefühl bei den beiden.

Hat es nicht jeder mal erlebt? Wenn die Liebe will, verändert sie alles. Manchmal von jetzt auf gleich. Es ist faszinierend, wie unberechenbar und radikal unser Herz ein Leben lang bleibt, wo unsere Köpfe und Körper doch so träge sind. Bildung braucht ewig, einen trainierten Körper muss man sich erarbeiten. Aber verlieben, das kann man sich im Bruchteil einer Sekunde.

Warum nicht in dieselbe Person wie schon einmal? «Als wir uns zusammengerissen haben und die ewigen Vorwürfe mal eine Weile für uns behielten, da fand ich Ben plötzlich gar nicht mehr so schlimm – war er ja auch nicht mehr!», sagt Sophie lachend. «Einfach mal die Fresse halten – das bringt verdammt viel.» So seien sie vom Kampfstadium zurück zum Respekt gekommen. Und mit dem Abstand, den sie dadurch gewannen, stellte sich sogar ein neues Begehren ein.

Es sind nicht die paar Falten oder der Speckring, die den Unterschied machen zwischen der Person, in die man sich verliebt hat, und der Person, neben der man nach fünf Jahren Ehe erwacht. Der Unterschied ist oft, dass die eine Person Interesse zeigte, statt wegzuhören, oder aufbauende Worte fand, anstatt einen runterzuputzen. Mit der einen Person baut man gerne ein Haus.



Unten durch

Nach dem Ballett

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, dein Sohn muss morgen zur Aufnahmeprüfung fürs Gymnasium, und er sitzt in seinem Zimmer und spielt auf dem Computer «Total War: Rome 2». Und 2 ist auch genau die Note, die er in der Primarschule leider sehr häufig nach Hause gebracht hat. Dass er überhaupt an die Aufnahmeprüfung darf, ist dem Einsatz eines bulgarischen Studenten zu verdanken, der deinem Sohn in unermüdlicher Kleinarbeit alles beigebracht hat, was ein Kind heutzutage ausserhalb der Schule lernen muss: Deutsch, Mathematik und Französisch. Jetzt ist der Student aber nicht da und deine Frau auch nicht, also musst du den Lehrer-Job machen. Das liegt dir aber leider gar nicht, du bist zu ungeduldig.

Es ärgert dich, wenn ein Kind mit dem Finger in der Nase sagt, zwölf könne man nicht durch zwei teilen. Oder wenn es ein französisches Wort genau so ausspricht, wie es geschrieben wird: «Be-au-i-o-ur». Du verstehst die Lehrer nur zu gut. Denen geht es doch wie dir, deshalb sagen sie am Ende der Schulstunde: «Jetzt geht nach Hause und sagt euren Eltern, sie sollen euch das beibringen.» Aber heute muss es halt sein, sonst verbockt dein Sohn die Prüfung und endet am Schluss als Lehrling bei einem Elektromonteur. Dafür ist er aber noch zu unreif. Man dürfte ihm kein Elektrokabel in die Hand geben, er würde gleich ausprobieren, gegen welches andere Kabel man es drücken muss, damit die Funken sprühen und die Lichter in der Stadt ausgehen. Er ist nicht dumm, nur noch sehr kindlich, also gehört er aufs Gymnasium, und wenn er dann immer noch kindlich ist, an die Uni. Er braucht mindestens noch zwanzig Jahre, bis ihm klarwird, ob er Lastwagenfahrer oder Kunsthistoriker werden will, und genau dazu sind die langen Ausbildungszeiten an Gymnasium und Universität da: Die Kinder sollen die Wartezeit bis zum Erwachsenwerden mit dem Erwerb von sinnvollem Wissen über Platon, Cäsar, Marx und andere Leute verbringen, die alle nicht wussten, was ein Mobiltelefon ist. Also gehst du entschlossen ins Zimmer deines Sohns und sagst: «Du, morgen ist die Aufnahmeprüfung, gell.» Dein Sohn starrt auf

» Fortsetzung auf Seite 72

den Bildschirm und sagt: «Schon klar.» «Meinst du nicht, dass wir noch ein bisschen Mathematik üben sollten?»», sagst du, und er sagt: «Papa, ich bin gerade mitten in einer Schlacht! Gegen die Karthager.» Ist das nicht süß? Vor zwölf Jahren war er noch ein Baby, das dir auf die Schulter kotzte und dann «Dada!» sagte, und jetzt kann er nicht lernen, weil er seine Feinde ausrotten muss. Und wie gut er sich auskennt! Er weiss, wer die Karthager waren. Mehr können sie ihm auf dem humanistischen Gymnasium auch nicht beibringen. «Na gut», sagst du, «aber in einer Stunde üben wir.» – «Nein, dann muss ich doch ins Ballett!», sagt er. Das hast du ganz vergessen. Der Schulpsychologe hat dir und deiner Frau geraten, deinen Sohn in den Ballettunterricht zu schicken, damit er ein natürliches Verhältnis zu Mädchen bekommt. Er hat sie in der Schule immer rumgeschubst, und seit er ins Ballett geht, schubsen sie ihn rum – das wertet der Schulpsychologe als Fortschritt. «Aber nach dem Ballett wird geübt», sagst du, und er sagt: «Jetzt hab ich wegen dir ein Katapult verloren! Weil du mich die ganze Zeit volltextest!» Auch das ist doch wieder einfach nur toll: Wie selbstbewusst er ist! In seinem Alter hättest du dich nicht getraut, mit deinem Vater so zu sprechen.

Der Kleine wird seinen Weg schon machen, und wenn's mit dem Gymnasium nicht klappt, schickst du ihn eben auf ein sauteures Internat in England. Dort lernt er dann Cricket spielen und wie man nachts unter der Bettdecke kiffst – das eine wird seine motorischen Fähigkeiten fördern, das andere seinen Sinn für Brandschutzverordnungen wecken. Als dein Sohn vom Ballett zurückkommt und mürrisch fragt: «Muss ich jetzt lernen?», sagst du: «Ach, vergiss es. Du bist okay, so wie du bist.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Unverhofftes Wiedersehen

Von Peter Rüedi

Ein Menschen namens Meier / schubst man aus des Hauses Tor / Und man spricht, betrunken sei er / Selber kam's ihm nicht so vor»: Der Vierzeiler von Wilhelm Busch handelt, so leicht er daherkommt, vom heiklen Problem, dass Fremd- und Selbstbild beim Menschen öfter mal auseinanderklaffen – nicht nur, wenn auch besonders bei erhöhtem Alkoholeinfluss. So hält mich meine Frau Sibylle für einen Jäger und Sammler, der sich von nichts trennen könne. Mir selber kommt es nicht so vor, jedenfalls fehlt mir der Ordnungsticker, der den Sammler vom Messie trennt.

In meinem Weinkeller führe ich nicht Buch, zu meinem Pech. Und zu meinem Glück. In verstaubten Ecken finden sich vergessene Châteauneufs, die längst das Zeitliche gesegnet haben, aber auch, wie etwa jüngst, unter lauter Fünfundneunzigern, drei Flaschen Château Pape Clément 1990. Mit einem Minimum an Übersicht wären diese grossen Pessac-Léognans von Bernard Magrez längst verputzt worden. Bewusst hätte ich der Versu-

chung nie widerstanden, dieser Ikone an den Kragen zu gehen, von der bei Lucullus in Stans gerade noch acht Flaschen für Fr. 145.– an Lager sind (nach «Vinfox» das günstigste Angebot in der Schweiz). Sich gedulden oder geniessen ist bei meiner Neugierde leider keine echte Alternative. Wie auch immer, jedenfalls bescherte mir diesmal meine chaotische Kellerordnung ein besonderes Vergnügen, sozusagen wider meine voreilige Natur.

Nicht alle alten Weine überstehen die Zeit unbeschadet. Namentlich viele auf Opulenz hin angelegte Bomben kippen mit den Jahren in labbrige Säfte, wenn das Doping einmal raus ist aus dem Körper. Nicht so der Neunziger Pape-Clément. Er ist unverkennbar ein älterer Wein, aber noch voller Finesse und Power und Charme. Vielleicht hat die Frucht etwas abgründigeren Noten Platz gemacht. Schokolade, Rauch (auch etwas Weihrauch), etwas Leder. Immer noch viel präzise Würze. Nach wie vor ein wunderbar balancierter Wein mit einem bemerkenswert homogenen Fluss in den langen Abgang, womöglich noch eleganter als in der Jugend.

Zurzeit treffen aus dem Bordeaux die ersten Nachrichten vom Jahrgang 2016 ein. Sie sind durchweg superlativisch gehalten und lassen vermuten, dass sich die Preise in entsprechender Richtung bewegen. Da lohnt es sich wieder, mal die Listen mit älteren Angeboten durchzugehen. 145 Franken sind ein anständiger Betrag. Im Fall des Pape Clément ist er durchaus angemessen. Ich will gewiss keinem von einem Opernbesuch abraten. Aber zu zweit kommt der teurer zu stehen als der Genuss dieses Neunzigers Pape Clément, der ein zumindest gleichwertig nachhaltiges Vergnügen bietet.

Château Pape Clément Grand Cru Classé de Graves Pessac-Léognan 1990. 12,5%. Lucullus, Stans. Fr. 145.– www.lucullus.ch



3.–4. Juni

Offene Waadtländer Weinkeller

myvaud.ch





Auto

Disco, Disco

Manche Dinge waren früher nicht besser, zum Beispiel der Mini Countryman. Von David Schnapp

Wir verzichten zu Beginn dieser Kolumne darauf, billige Witze über die Grösse des Mini Countryman abzufeuern. Sie wurden alle schon gemacht. Mini ist längst keine Bezeichnung mehr für die Dimensionen eines Fahrzeugs, sondern eine Marke, die nach allen Regeln der Markenführungskunst in neue Gebiete vorgestossen ist. Es gibt nun also zwei Sorten Minis: die kleineren und die grösseren. Und wer sich je in einen Original-Mini hinein-

gefaltet hat, ist froh, dass man in beide Kategorien heute auch als erwachsener Mensch mit Würde einsteigen kann.

Manche Dinge waren früher nicht besser, das gilt auch für die erste Generation des Countryman, über den nicht nur wegen seiner etwas aufgeplusterten Erscheinung Witze gemacht wurden. Er wurde auch kritisiert, weil sein Fahrverhalten bisweilen etwas schwammig wirkte, und vielleicht auch, weil es im Automobilgeschäft erstaunlich viele strukturkonservative Beobachter gibt, die sich nur ungern damit anfreunden, dass sich Dinge und, ja, auch Automarken und -modelle ändern oder dass sie neu erfunden werden.

BMW hat den Mini neu erfunden und weiterentwickelt. Der neue Countryman wird auf der sogenannten UKL-Plattform gebaut, die auch die Basis ist für den BMW X1 oder den 2er Active Tourer. Das mag nach einem technischen Detail klingen, ist aber schon auf den ersten Fahrmetern spürbar und äussert sich in einem erneuten Grössenzuwachs (plus 20 Zentimeter

Länge, deutlich mehr Stauvolumen) und im Komfortbereich. Der Countryman ist das Kompakt-SUV für Leute, denen ein X1 etwas zu gutbürgerlich erscheint. Von der automatischen Heckklappenbetätigung bis zur elektrischen Sitzverstellung ist im Mini alles vorhanden, was einem das Autofahrerleben erleichtert.

Klares Profil

Der Mini Countryman ist trotz alledem nicht viel grösser als ein Golf, das macht ihn in der Stadt angenehm, die erhöhte Bodenfreiheit und das ausgezeichnete Fahrwerk sind auf der Langstrecke ideal. Mit Sinn für den britischen *sense of humour* haben es die Mini-Ingenieure geschafft, das Auto bei aller Vielseitigkeit und dem Premium-Anspruch mit einer erfrischenden Leichtigkeit auszustatten. Wer das «Excitement Paket» mitbestellt, erhält eine fahrende Disco, überall leuchtet und blinkt es je nach Wunscheinstellung im Takt der laufenden Musik oder der gewählten Fahreinstellung, oder dann zeigt der LED-Ring um das pfannengrosse zentrale Touchscreen-Display in bunten Farben die Drehzahl an.

Das ist selbst für längst dem Discoalter erwachsene Mini-Fahrer ein guter Grund, den Countryman ins Herz zu schliessen. Es ist sogar so: Der Mini macht es einem leicht, wie alle Dinge mit einem klaren Profil: Entweder man mag ihn, oder man mag ihn nicht.

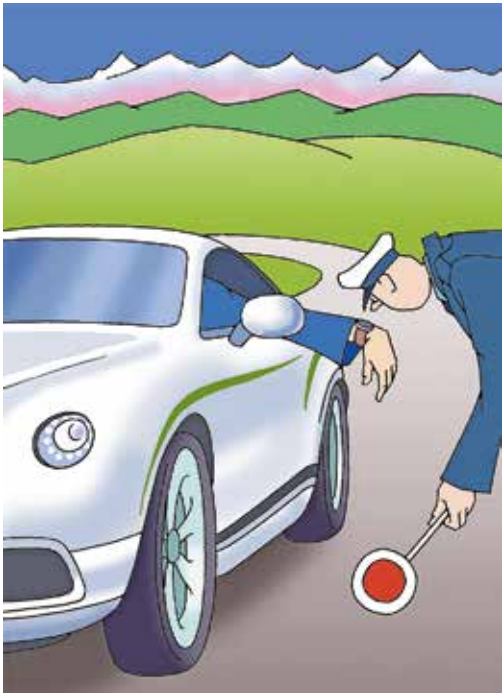
Mini Cooper S All4 Countryman

Leistung: 192 PS/141 kW, Hubraum: 1998 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 222 km/h
Preis: Fr. 37700.–, Testauto: Fr. 60970.–



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man eine «Breitling for Bentley»-Armbanduhr tragen, obschon man gar keinen Bentley hat?

Ruedi Brüttsch, Merishausen

Unbedingt. Denn mit der Uhr verrät ein Mann mehr über seine Ambitionen im Leben als seine tatsächliche Lage (die Uhr am Arm einer Frau dagegen sagt viel aus über die Grosszügigkeit des Mannes in ihrem Leben). Der Mann also, der eine Fliegeruhr trägt, möchte Pilot sein; der Taucheruhrträger träumt von Abenteuern, wie sie Jacques Cousteau erlebte, und der Träger einer Micky-Maus-Uhr, falls er älter als vierzehn ist, wäre gerne Chef der Walt Disney Company.

Mark van Huisseling

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die CIA lässt grüssen, und unsere ferngesteuerten Medien rechtfertigen diesen Lügen-Wahnsinn kritiklos.» *Christof Ammann*

Weltpolizistenpolitik

Nr. 18 – «Pragmatiker Trump?»; Editorial von Roger Köppel

Trump hat der Cowboy- und Weltpolizistenpolitik seiner Vorgänger noch nicht abgesagt (er kann auch nicht alles auf einmal). Gegen Russland ist die US-Armee von Estland bis in die Ukraine nach wie vor am Aufrüsten. In den entsprechenden Ländern bildet eine grosse Zahl von amerikanischen Militärberatern die Armeeeingliederung aus. Die USA und die Nato samt der grossen Anti-Assad-Allianz stehen in Syrien unter dem Vorwand «Kampf gegen Terror und IS» ohne Uno-Mandat, also in kriegsverbrecherischer Mission, gegen die demokratisch gewählte Regierung. Baschar al-Assad ist der rechtmässige Staatspräsident von Syrien. Was kommt gegen einen solchen Präsidenten zum Zug? Die Kriegspropaganda. Unsere Medien bringen gefälschte Bilder, Zeugenaussagen, Horrorgeschichten, geschundene Kinder – und schon folgt der Militärschlag gegen das Mörderregime mit seinem kriminellen Diktator. Ohne Beweise, ohne Belege, ohne gesicherte Quellen. Die CIA lässt grüssen, und unsere ferngesteuerten Medien rechtfertigen diesen Lügen-Wahnsinn kritiklos.

Christof Ammann, Grabs

Auf dem Weg zur Diktatur

Nr. 16 – «Die Demokratie lebt»; Wolfgang Koydl über Europa und die Türkei

Die Türkei tut gut daran, sich von der EU zu distanzieren. Diese scheint mir auf dem Wege zur Diktatur zu sein. Es gibt neuerdings sogar Deutsche, die meinen, man solle türkische Ja-Stimmende in Deutschland mit Landesverweisung bestrafen. Dann muss die Türkei wohl im Lande lebende Deutsche, die für Deutschland so stimmen, wie es den Türken nicht passt, ebenfalls des Landes verweisen. Das wird ja immer besser. Die EU versucht schon jetzt immer, uns Vorschriften zu machen, obwohl wir noch gar nicht drin sind.

Sylvia Lang, Zürich

Sirenengesänge

Nr. 17 – «Kampagne und Zensur»; Roger Köppel zum Fall Sika

Beim Thema vermisste ich eine echt sachliche, von Lobbyisten und Parteivertretern unabhängige Debatte. Glauben wir tatsächlich den französischen Sirenengesängen des Saint-Gobain-Managements, man werde Sika eigenständig lassen, keine Leute entlassen? Wie vertrauenswürdig sind die französischen Be-

teuerungen? Die Vertreter der Mehrheitsaktionärin, der Familie Burkard, tragen genüsslich das Argument vor, die Familie könne ohnehin nur gewinnen: selbstredend für den Fall, dass sie vor Gericht gewinnt, aber auch im ungünstigeren Fall einer Niederlage – die Familie bleibe Mehrheitsaktionärin und könne später den Verwaltungsrat nach ihrem Gusto besetzen. Und dann, versteht sich, ihren Interessen zum Durchbruch verhelfen. Nur, so einfach ist es – leider oder zum Glück – nicht. Sika-Verwaltungsrat und -Management haben eine ganze Palette von Handlungsmöglichkeiten, den *hostile takeover* zu unterlaufen. Sie werden diese zweifellos wahrnehmen, im Interesse aller Stakeholder: der weltweiten Belegschaft, der Aktionäre (inkl. der Familie Burkard) und eines schweizerischen Vorzeigunternehmens erster Güte. Der Pionier und Unternehmensgründer Romuald Burkard würde sich nicht zweimal überlegen, auf welcher Seite er stünde... *Marco Mathis, Zürich*

Schönreden von Verbrechen

Nr. 15 – «Wie viel Wahrheit braucht der Mensch»; Essay von Rüdiger Safranski

Ein ausgezeichnete Artikel mit subtilen Fragen und konkreten Antworten. Safranskis Verdienst ist der Kampf für freie Meinungsäusserung unter Ausschluss von Populismus, Hetz- und Hassreden. Der Schein der Demokratie wird mit Schönreden von Verbrechen und Plausibilisierung von Rechtsmissbrauch ins Paradox verkehrt. Kann man diesem Trend der Versklavung des Bürgers überhaupt noch etwas entgegensetzen? Oder sind wir schon so weit, dass wir die Manipulation durch die «Elite» wortlos akzeptieren? Wird somit Konformismus zelebriert und ein denkender Mensch zum aufwieglerischen Populisten abgestempelt? Wo bleibt die freie Meinungsäusserung? Braucht man sie überhaupt noch? Mit pervertiertem Gutmenschenum sichert man sich Stimmen für die kommenden Abstimmungen, um der «Elite» die Oberhand zu erhalten. Glücklicherweise, der schon alt genug und ohne Nachkommen ist, um mit der neuen Zeit nichts teilen zu müssen.

Ladislav Jirucha, Zürich

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10		11						
12	13		14							15				16
17						18								
	19													
						20				21	22			
23		24		25				26						
27						28					29	30		
31			32		33			34						
		35				36				37				
38										39				
		40								41				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Ganz schön überspannte Träumerei
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Wasser vorausgesetzt, kommt sie gleich nach dem Adamskostüm. 6 Wer an Tell denkt, denkt unwillkürlich auch an ihn. 10 Schiffer, hier kein Beruf sondern Vorname. 12 Das Suppositorium, das den Mastdarm kennt. 15 Man muss es so sagen: Nervosität ohne Ende. 17 Die norwegische Sängerin Anne Lilia Berge Strand ist so dann besser bekannt. 18 Beabsichtigen, und zwar ganz und gar. 19 Die Micky-Mouse-Stimme resultiert aus dem inhalierten geruchlosen Stoff. 20 Wer ans Wallis und an sie denkt, mag auch jene Früchte im Kopf haben. 23 Porzellan zerschlagen ist dort teuer. 26 Y gegen i und Reihenfolge tauschen, und die französische Insel ist Tatsache. 27 Nennen wir ihn doch einfach einen Grossvater. 28 Tritt er ein, findet das bestimmt niemand lustig. 31 In Sachen politischer Korrektheit problematisch für afrikanisch. 34 Solche Allüren gehören in die Ecke der Peinlichkeiten. 35 Ihr kreisrunder Grundriss wird oft von einer Kuppel überwölbt. 37 Nicht tödlich, das Geschoss, macht höchstens atemlos. 38 Bei ‚Luxemburgerli‘ denkt man an Zürich, bei Marzipan an jene Stadt. 39 Ein Zeichen und mehr, lange ist’s her, als Germanen das sagen hatten. 40 Für Lustmolche ein Sexfilm, nüchtern betrachtet Beruf mit Küken. 41 Der englische Edelstein entpuppt sich als amerikanische Rebsorte.

Senkrecht — 1 Spanische Stadt, einst römisches Handels-, dann maurisches Seidenzentrum. 2 Sie wandert gerne im Wind, aber langsam. 3 Ist frisch, wenn bäuerliches Anwesen und ovales Nahrungsmittel sich ergänzen. 4 Magier: rituell und spirituell. 5 Ein Elch? Sicher nicht für Lyriker. 6 Die Tonart hört sich fröhlich an. 7 Ein Top bestimmt, doch wo er wohl steckt? 8 Mit solchen Dosen lässt sich Buntes kreieren. 9 Zwei Orte (GR, SH), ein Name, erinnert an Geld. 11 Was blödes Geplapper halt schon auch ist. 13 Man sucht sie in der weiten Ebene vergebens. 14 Im Duden hat der übermässige Haarwuchs am Ende ein e. 16 Solche Tätigkeit kann schon auch die Eigenheit von 11 senkrecht sein. 21 Eine Deichschleuse, doch darauf muss man erst kommen. 22 Eine der Inseln vor der Südspitze des Peloponnes. 23 Asiatische Grosstadt: vor der Ankunft der Spanier ein muslimisches Sultanat. 24 Mit Anhang in den USA ein Eintritt. 25 Ihre Hilfe ist gemäss Leitspruch in der Schweiz ‚überall für alle‘. 29 Das Los garantiert leider längst nicht nur Gewinn. 30 Nahe Padua: Stadt und warme Terme mit gleichem Namen. 32 Damit ist man beim festlichen Anlass bestens gekleidet. 33 Jener so genannte Faschistenführer aus Italien. 36 Die Krone aus Skandinavien präsentiert sich buchstäblich bescheiden.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 516

	B			I		S	C	H	A	R				B
F	R	A	G	L	I	C	H		B		E	F	E	U
A	U	T	R	E		H	I	S	B	O	L	L	A	H
S	T	O	A		S	A	N	T	A	C	L	A	U	S
S		M	E	D	A	K		A		T	I	C		E
	L	E	U		G	A	S	T	R	O	N	O	M	
V	E	N	E		A	L	A	U	N		G	N	O	M
	H	E	L	D			R	E	S	E	T		N	
C	E	R		A	P	A	R	T		B	O	I	T	E
A	N	G	E	L	O		A	T	T	E	N	T	A	T
T		I		B	L	A	S	E		N		E	G	O
S	T	E	R	E	O		S		R	E	G	N	E	N

Waagrecht — 3 SCHAR 7 FRAGLICH 10 EFEU
 13 AUTRE (Raute) 14 HISBOLLAH (dt.: Partei Gottes) 17 STOA 18 SANTACLAUS (Weihnachtsmann in den USA) 19 MEDAK (Mediz. Akademie) 20 TIC 21 LEU 22 GASTRONOM
 26 VENE 27 ALAUN 28 GNOM 29 HELD 31 RESET 33 CER 34 APART 36 BOITE (franz. f. Schachtel) 39 ANGELO (Branduardi) 40 ATTENTAT 41 BLASE 42 EGO 43 STEREO 44 REGNEN

Senkrecht — 1 (Art) BRUT (z.B. Jean Dubuffet) 2 ILE (franz. f. Insel, Boileau war franz. Autor) 3 (Gold-) SCHAKAL 4 (Japan) CHIN 5 ABBA 6 BEAU 7 FASS 8 ATOMENERGIE 9 GRAEUEL 10 ELLINGTON 11 FLACON 12 UHSE 15 STATUETTE 16 OCTO (-ber) 18 SAGA 21 LEHEN 23 SARRASS 24 RNS 25 MONTAGE 30 DALBE 32 EBENE 33 CATS 35 POLO 37 ITEN 38 ETON (Note)

Lösungswort — **BAERENDIENST**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Patek Philippe Diamond Ribbon Ref. 4968R
patek.com